

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Punsch	407
Das technische Motiv. Von Richard von Moellendorff.	414
Iran Paul. Von Johannes Nohl	420
Wondkalb, Pechvogel, Rantschimmel. Von Eugénie Belle Gracie.	425
Ritzelgen. Von Havenstein, Goldschmidt, Strich, Lewin, Zweig	431
Russische Wünsche. Von Eaden	485

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5, Optima 10

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengriesicht, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1912 = 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von dem

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7

Unter den Linden 56
(Haus Zöllnerhof)

Bankgeschäft

Fernse: Zn. 12450-52

Telegraph - Adresse:
Samosbank

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen Jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Litzow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®



Berlin, den 27. Dezember 1913.

Punsch.

Urraf.

Angola hat den französischen und den belgischen Kongostaat, das britische Rhodesien und Deutsch-Südwestafrika als Nachbarn. Feines Land; über fünf Viertelmillionen Quadratkilometer und vier Millionen Einwohner. Regenzeit nicht viel länger als sechs Monate. Wenns die Sonne gut meint, dreißig Grad Celsius. Mit dem Handel ist's mager; doch giebt's Wachs und Kaffee, Kautschuk, noch ein Bischen Elphenbein und man macht Ziegelei, Branntwein, Cigarren, Flechtwerk. Seit vierhundertfünfundzwanzig Jahren sitzen da die Portugiesen; und die Kolonie ernährt sich beinahe schon selbst. Krokodile, Hyänen und Panther giebt's; auch Paviane und Rindvieh. Das wird nun deutsch. Hast Du Worte? Unser Lehrer sagt's. Vor den Weihnachtferien hielt er uns eine Rede darüber; denn es werde eins der größten Ereignisse von 1914 sein. Uns sei ja bekannt, daß zwischen England und dem Deutschen Reich nicht Alles in bester Ordnung war. Aber der Kaiser und sein Kanzler haben sich furchtbare Mühe mit der Sache gegeben und jetzt wird es tadellos. Wir kriegen Angola und gucken dann aus zwei Fenstern auf den belgischen Kongomarkt. Entree, sagt Dr. Stramm, zahlen wir nicht. Der Reichskanzler habe ja betheuert, daß er von Afien nichts weg giebt. Nach Neujahr kommt die Bescherung und dann ist wieder dicke Freundschaft mit den Engländern. Was mir, weil sie doch riesig nett sind und am Besten Tennis spielen, schrecklich lieb ist.

Wir waren ganz aufgeregt von der patriotischen Rede; und ich konnte mich kaum halten, als Erwin meine Erzählung begrünzte. Ver, weißt Du, ist immer so eilig und findet, daß bei uns Alles dumm gemacht werde. Alte Geschichte, brummte er; der deutsch-britische Vertrag über Portugals Kolonien kann doch nicht in alle Ewigkeit auf dem Papier bleiben. Daß uns Angola zufällt, ist recht schön; obwohl wir in dieser Gegend schon mehr haben, als wir, fürs Erste, mit unserem Geld düngen können, die neuen Kongosumpfstrecken bald die noch glänzende kameruner Bilanz schimpfieren werden und wir uns zunächst mal kräftig des Ambolandes annehmen müßten. Aber nur her mit Angola; im Lauf eines Halbjahrhunderts werden unsere tüchtigen Leute schon was draus machen. Seit erkannt worden ist, daß der Schwarze, der drüben arbeiten kann und sich steuerpflichtiges Einkommen schafft, unser wichtigster Besitz ist und daß nur starke Gesellschaften, nicht dürftige Kleinsiedler, den Kram bewältigen können, darf man auf eine leidliche Zukunft unserer Kolonien hoffen. Ob wir nur das Weststück der Portugiesen oder auch deren östliche Fesseln, sofort oder später, bekommen und was wir ihnen dafür zahlen, wird sich finden. Des Herrn Kanzlers Gelöbniß, „die Rechte Dritter nicht zu beeinträchtigen“, riecht nicht nach nahrhaftem Braten. Daß aber gar schon in den Schulen mit der Morgenröthe deutsch-englischer Freundschaft gekohlt wird, geht über den Spaß. Was mal auf! Wenn Einer fürchtet, der Andere werde zu mächtig und ihm deshalb gefährlich, wenn er den unbecuemen Nachbar und dessen Freund geschwächt und ihnen einen Haupttheil ihrer Zuwachsmöglichkeit verbaut hat: muß er auch dann noch scheel blicken? Muß er nicht den gestiern noch so lästigen, der sich gefallen ließ, freundlich streicheln und mit Lektüre füttern? Wenn er nicht, wie ein verquarntes Kind, böß ist, um böß zu sein. Also! Die Engländer sind nicht alberne Kinder. Unser rasches Vorrücken auf dem Handelsweltmarkt hätten sie, deren Schüssel noch übertoll ist, schließlich hingenommen. Gegen das gewaltige Heer konnten sie nichts unternehmen und über die Marinestärke wollten unsere Flügel männer sich mit ihnen nicht verständigen. Doch da war der Türken Sultan, der uns eng befreundet schien, dem Aberglaube eine ansehnliche Militärmacht zusprach und der, als das Oberhaupt aller Mohammedaner, an den empfindlichsten Stellen des Britenreiches, in Egypten und Indien, unangenehm werden konnte.

Da war der Plan zu einer deutschen Eisenbahn, die über Bagdad bis an den Persischen Golf führen sollte und unseren Truppen ermöglicht hätte, auf trockenem Weg Indiens Grenze zu erreichen. Da war der Wunsch, in Südosteuropa, bis an das Aegaeische und Schwarze Meer, der deutschen Kultur und Wirtschaft den Vorrang zu sichern. Diese Ziele (Dr. Stramm muß es bestätigen) wurden uns gezeigt. Grund genug zu Unruhe und über Laune der lieben Engländer, die in die Ueberzeugung verschanzt sind, daß der Herrgott auf seiner Erde ihnen die besten Plätze und das fetteste Futter vorbehalten habe. Folge: schlechte „Beziehungen“. Was aber ist von all der Herrlichkeit noch übrig? Dem Sultan bleiben, bis übermorgen, einige Parzellen in Europa; seiner Glaubensherrschaft ist, für immer, das Rückgrat gebrochen. Unsere Offiziere, die er ins Land rief, werden, in der Armee und im Volk, viel größere Schwierigkeit zu überwinden haben als ihre Vorgänger und, selbst wenn sie bis an das Ende ihrer Vertragszeit bleiben, kaum mehr ausrichten als die Organisatoren des Heeres von Kirkilisse. Das für die Zukunft der Türkei Wesentliche, die Flotte, ist den Briten zuerkannt worden. Die bauen die Schiffe, armiren sie, haben das Kommando und, für drei Jahrzehnte, Werft- und Dockkonzessionen und Schiffahrtrechte, die Riesengewinn verheißen. England kann der Türkei, so lange Konstantinopel ihre Hauptstadt ist, jeden Tag seinen Willen aufzwingen. Soll ihm noch vor der Bagdadbahn grauen? Die (lasset Euch die Karte zeigen und die Tracen weisen, mit denen England, Frankreich, Rußland rechnen) wird eine Lokalbahn, deren Endstück England, wie ein Säckchen, zuschnüren kann; und davon, daß die letzte Strecke der Deutschen Bank einen hübschen Bauprofit bringt, haben wir nichts. Südosteuropa wollen Slaven, Romanen, Hellenen unter sich theilen; und der auszuschließenden Monarchie Oesterreich-Ungarn, wenn sie ihre Flottenmacht nicht schnell dem londoner Wunsch anpaßt, auch Bosnien noch, sobald es geht, nehmen. Wo sind die Ziele? Im Mondgebirge. Persien anglo-russisch, Marokko französisch, Tripolitaniens italienisch; morgen Arabien, sammt allen oder fast allen Oelquellen Syriens und Mesopotamiens, englisch. Indien und Egypten sind besser als je zuvor geschützt. Großbritannien darf den Ertrag von 1913 als einen der größten Gewinne buchen, die seine Geschichte verzeichnet hat. Ein Narrenland wärs, wenn es noch grolle. Uns wird Angola gegönnt.

Daß den Engländern nie gehörte und von der lissaboner Tochtergesellschaft billig zu haben ist. Keine nahe Kohlenstation? Kein kleinasiatischer Hafen mit Hinterland? Darum Jahre lang Hader, Wirtschaftskrisis, ungeheurer Wehraufwand und seit Monaten das unwürdige Geschwätz von den „so erfreulich verbesserten Beziehungen“? Weil wir sämmtliche Pföfde zurückgesteckt haben und uns, aus der Güte Fremder, ein Bonbon versprochen ward, sollen wir jauchzen? Nee. So konnte Bülow, während er seinen Pudel sämte, das Zeug ins Reine bringen. Treudeutschen Gruß an den strammen Patrioten. Aber ich will nicht glauben, daß wir damit abgesspeist werden. Daß die Asssekuranzgesellschaft Bethmann-Vichnowsky wagen kann, nach all dem Gemächel und Gerühm der deutschen Nation diesen Rahennapf hinzuschieben. Etwas breitere Happen muß sie bieten. Aber sputen wird sie sich: um fertig zu sein, ehe die Verträge sichtbar sind, die England mit unseren Bundesgenossen Oesterreich und Italien beräth. Auch, weil der Oberste sich nicht mehr sicher fühlt und für den Nothfall einen nicht allzu kläglichen Abgang vorbereitet. . . Erzählen mußte ichs. Aber Du weißt ja, wie ekelig Erwin immer ist. Und ich glaube doch, daß wieder eine große Sache wird. Wenn Englands Löwe lächelt. . .

Thee.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken; wer ihm aber in Sättigung hilft, darf sich „besserer Beziehungen“ zu ihm rühmen. Verderblich ist des Tigers Zahn; auch wenn der Wildkagensproß schon alt ist, goldene Plomben und Brücken in der Mundhöhle trägt und auf den milden Namen Clemenceau hört? Herr Poincaré wird's erfahren. Er sollte nicht zum Präsidenten gewählt, soll nun aus dem Elysium geekelt werden. Zwei Ministerien sind ihm zerschlagen, eins, das er nicht austreten kann, ist ihm aufgedrängt worden. Das soll im Frühling die Wahlen „machen“. Sein sichtbares Haupt ist Herr Doumergue; ein stämmiger, behaglich lächelnder Mann, der durch besondere Leistung noch nicht aufgefallen ist, von der Kammertribüne aber grobe Scheltrede ins Heilige Rußland geschrien hat. Obendrein: in der dunkelsten Woche des Algeriasquartals; während über die für Casablanca zu schaffende Polizeitruppe gehadert wurde und Frankreich der russischen Hilfe noch nicht ganz sicher war. Da hat dieser Lächler zu sagen gewagt: „Was sollen wir von einer Freundschaft halten, die uns Schätze nimmt

und nicht einmal Kleingeld zurückgibt? Ihr, Russen, schleppt in großen Haufen Anleihe-schuld-scheine auf den Markt; diese Waare nehmen wir Euch ab, fordern aber, daß Ihr auch unsere Waare kauft. Mit dem Blut, mit dem Elend unserer Bauern können wir Eure Freundschaft nicht bezahlen.“ Februar 1906. Dezember 1913: Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Im Ernst. Warum? Weil Clemenceau weder erlaubte, daß Herr Caillaud, den er, als den Mann der Agadirangst und des Kongovertrages, im Januar 1912 gestürzt hatte, an die Spitze der Regierung trete, deren Willen er doch lenkt, noch, daß Herr Pichon, der untreue Schüler, der zu Poincaré abgeschwenkt ist, im Auswärtigen Amt bleibe. Andere Fachleute wollten nicht: also Doumergue. Der ahnt zwar nichts von dem Bedürfnis internationaler Politik. Die Ministerforte giebt's aber auch in anderen großen Reichen. Und für das Nöthigste sorgt Herr Valéologue, der Leiter der Politischen Abtheilung. Kann dieses Kabinet dauern? Doumergue hat die Russen, Caillaud die Briten (und deren in Paris mächtigen Botschafter Bertie) gekränkt. Beide sind im Innersten gegen die dreijährige Dienstzeit. Beiden wird nachgesagt, daß sie die Bündnisse der Republik gefährden. Aber sie sind „radikal“, Totfeinde der Kirche; und wenn sie stolpern, macht eine andere Partei die Wahlen. Für uns ist, zunächst, wichtig, daß dieser Regierungswechsel in die Zeit deutsch-französischer Verhandlung über Kleinasien fiel. Der Kette Clemenceau, dessen Patriotismus nicht zu übertrumpfen ist, dürfte nicht wünschen, daß Herr Jules Cambon die Aufträge der Firma Doumergue-Caillaud ausführen muß. Doch ihn blendet der Haß. Poincaré soll weg. Der sieht aber nicht aus, als ob er ohne Hauptschlacht das Feld räumen wolle. Und Herr Delcassé, dem in Petersburg nichts mehr zu thun bleibt, kehrt in die Heimath zurück. Spizet die Ohren; und seid, wenn Ihr redet, behutsam.

Citronen.

„Mir war zu Ohren gekommen, daß Offiziere meines Regiments auf der Straße beleidigt wurden. Da ferner mir und dem Lieutenant Freiherrn von Forstner schmutzige anonyme Briefe zugegangen waren, habe ich mich veranlaßt gesehen, den Offizieren zu sagen, sie sollten so schneidig wie möglich vorgehen. Ich habe auch dem Lieutenant von Forstner empfohlen, seine Pistole stets bei sich zu tragen und im gegebenen Fall von Pistole oder Säbel

Gebrauch zu machen. Den Unteroffizieren und Mannschaften habe ich befohlen, gegen Angreifer die Waffe energisch zu brauchen und gegebenen Falls diese Angreifer zur Strecke zu bringen.* (Oberst von Reuter vor dem strahburger Kriegsgericht, im Dezember 1913.) „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzu- arbeiten, ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht unser Wirkungskreis nicht. Unser höchstes Ziel muß sein, die innige Verbindung der Armee mit der Nation zu schaffen. Den jungen Soldaten soll keine ungeschmähliche Handlung durchgesehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit auf eine liebevolle und väterliche Art geschehen.“ (General von Scharnhorst im März 1813.) „Gegen den Lieutenant von Forstner* (der vom Kriegsgericht zu Gefängnisstrafe verurtheilt worden ist, weil er einen waffenlosen, hinkenden Schuster, von dem er, an der Spitze eines Soldatenzuges, sich bedroht glaubte, mit der Degenklinge den Kopf verletzt hat), durfte nicht Anklage erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung erfolgen. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit ist unzulässig. Wenn unsere Offiziere die Gefahr einer custodia inhonesta laufen, weil sie für die Ausübung des königlichen Dienstes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf Schande.“ (Polizeipräsident Dr. juris von Jagow im Dezember 1913.) „Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechtischen und thierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat. Du, deutscher Soldat, bist ein Mensch und Du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn Du die Montur anziehst.“ (Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten von Ernst Moritz Arndt.)

Wasser.

Nach Franzisko gehen wir nicht. Eine Schaar tüchtiger Techniker, Großkaufleute, Industriekapitäne, Künstler war dafür; im Reichstag eine Mehrheit; eine größere in der Presse; und aus

den Vereinigten Staaten winkte die Sehnsucht der Landsleute. Aber der Herr Reichskanzler wollte nicht. Erstens hat er den Engländern (die drüben wenig ausstellen könnten) versprochen, nichts hinzuschicken. (Niedlich; gehört ins Kapitel der „erfreulich gebesserten Beziehungen“.) Zweitens zankten zwei nachgeordnete Instanzen, Inneres und Auswärtiges Amt, um die Ehre, den Reichskommissar zu stellen. Drittens muß doch mal bewiesen werden, daß Herr Ballin, kleiner Geschäftsmensch, nichts gegen, nichts ohne den höchsten Beamten vermag. Der redet nicht etwa selbst. (Wieder unwohl? Wann wird er zur Indisposition gestellt?) Auch seine Sekretäre schweigen. Ministerialdirektor Lewald, behender Ausstellungsleiter und Förderer stiller Sammlung, wird vorgeschickt. Kein Kanzler könnte das Franzisko-Komitee rauher abkanzeln. Das Geld wäre ins Wasser geworfen; die Zeit viel zu kurz; der ganze Plan dummer Unfug. Generaldirektor Ballin antwortet (öffentlich) sehr nett; er sagt, der berliner Spediteur, der den Ministerialdirektor berathen habe, kenne von fünf Wegen nach San Franzisko nur zwei. Dann: „Herr Lewald hat die Dinge so dargestellt, als ob unser Komitee aus unerfahrenen jungen Leuten bestehe, die sich leichtfertig mit Dingen befassen, von denen sie nichts verstehen. Er hat der Hamburg-Amerika- und der Kosmos-Linie nicht einmal das Verständniß der Transportfrage zugetraut; und doch muß ich für die Hamburg-Amerika-Linie mit aller Bescheidenheit sagen, daß sie sich seit sechsundsechzig Jahren ausschließlich und nicht erfolglos mit solchen Dingen beschäftigt.“ Allerliebste. Aber: der Reichstag verstummt. Aus. So leben wir alle Tage.

Zuder.

Aus dem Berliner Lokal-Anzeiger vom einundzwanzigsten Dezember: „Der Kaiser besuchte gestern mit größerem Gefolge den Zoologischen Garten. Der Monarch besichtigte zunächst mit großem Interesse die drei neuen Brunnen aus seiner cabiner Werkstatt. Der Kaiser unterhielt sich mit den Baumeistern Hoffmann und Thne über die Möglichkeiten, die cabiner Erzeugnisse in der Architektur zu verwenden. Der Monarch meinte, daß cabiner Thon und Majoliken vielleicht noch mehr für die Innenarchitektur verwendet werden könnten, als bis jetzt der Fall ist.“ Hör! Hör!

Das technische Motiv.

Die moderne Renaissance, die moderne Zeit, beruht durchaus nicht auf irgendeiner Idee. Sie ist jeder Idee bar. Die moderne Zeit ist durch schweigende Handlungen geschaffen worden. Die Art des Denkens, die ideenverlassen ist, die an der Erde klebt, schuf Schritt vor Schritt eine gewaltige Wirklichkeit. Die Maschinen sind das Resultat dieses niedrigen und geduldigen Denkens. Die Eisenkonstruktion, die moderne Gotik, ist geborener Stil. Die Häuser in Amerika sind in einem wahrhaft heidnischen Stil erbaut; man hatte nämlich den Gebrauch, den Nutzen, im Auge, bevor man an die Architektur dachte. Später wird sich schon zeigen, daß dieser Stil schön ist. Denn die Schönheit folgt der Wahrheit, wie sie der Kraft folgt.“ Ich citire diesen J. W. Jensen, weil er den Irrthum in verführerische Worte kleidet. Als die tutenkaufener Stadtväter vor der ersten Lichtmaschine standen, priesen sie andächtig die herrlichen „Kräfte der Elektrizität“, weil ihnen das arbeitslose magnetische Streufeld die Schlüsselbunde aus den Händen zog. Ihre Ekstase war wirklich nur ein Bißchen täppischer, aber ihnen gebührt vor Jensen der Lorber, „gewaltiger Wirklichkeit“ mit Herz und Hand sich willig ergeben zu haben. Und nun wollen wir Ingenieure die hübschen Willkommen-Guirlanden niederreißen, gerade als sie so saftig sich runden und, mit Blumen bestückt, so freundlich nickten wollen.

Ihr verschäht Euch im Gegenständlichen. Unsere heutige Aufgabe ist noch, ponderable Größen, zu denen unsere eigene Arbeitszeit gehört, mit guten, nicht mit bestmöglichen Wirkungsgraden zu vereinigen. Vollkommene Ingenieure wissen gar nicht, was Ihr wollt, wenn Ihr Behrens-Fabriken und häßliche Schuppen hänselnd vergleicht oder zur Stilgemeinschaft verkettet. Sie lachen Euch einfach aus, wenn Ihr die trockne Geschichte der Eisentragerwerke, Maschinen und Apparate nicht kennt, die eine wilde Nothzucht des Stoffes und ein Massenmord von Stilen war. Sie schütteln sich vor Euren Entwicklungshymnen und Einheitsarien und verbitten sich, daß Ihr mitten auf der Entwicklungskurve plötzlich schreit: „Hurra, hundert Prozent Wirkungsgrad, Vollkommenheit,“ wo doch notorisch knapp neunzig erreicht sind und die mühsälligen letzten zehn Prozent (nebst allem Imponderablen, das zur Vollendung gehört) den Urenteln erst, vielleicht nach Jahrtausenden, zu überwinden gelingen würde, wenn man Stilbildung der Technik überließe. Raumersparniß erzeugt aus sich heraus nicht Konzentration, Gleichgewicht nicht Harmonie, Rhythmus nicht Me-

trum, ein Lichtermeer keinen Glanz, Hochdruck keine Intensität. Unsere Nahrung, die noch gierig hungert, frisst quantitativ, dimensionell, phantasielos und listenreich, was ihren Rachen kreuzt. Wir wechseln Stile wie die Hemden, nach Bedarf, Saison, Mode. Uns bleibt mit jeglicher Monistennarretei vom Leibe.

Unser Auge hat sich, geschichtlich nachweisbar, über „Zusammenbau“ hinaus, auf „Formgebung“ äußerst schwerfällig eingestellt. Zerpflückten Blumen ähnlich oder gleich drahtgebundenen Totengerippen oder schmerzlich zuckend wie die Eingeweide geschlichter Bauchhöhlen narret die primitive Maschine die Inbrunst jedes Schöpferwillens: zu gestalten. Der Kraftschluß aller Lebendigkeit fehlt, gespenstisch ausdruckslose Energien huschen, polstern, verknäueln sich und erschrecken das sinnende Auge, auch wenn die wägende Hand den Zweckdienst wohlberichtet fühlt. Geängstigt in sich selbst und vor dem Urtheil des Kundenkreises, ziert die Einfalt ihre Gebilde mit Ornamenten wesensfremder Stile und vermehrt das Chaos um eine grauenhafte Haut. Amüsische Logik dagegen und mechanisierte Fabrikation verfallen auf „mathematisch richtige“ und scheinbar wahlverwandte Formen, auf prismatische Kästen und cylindrische Höhlen, von allen guten Geistern verlassen wie ein Gott, der uns das keusche Weib als glattes Cirund schüfe. Die ersten Lokomotiven, die gotischen Dampfmaschinen, die Blechwandbrücken bieten grobe, die Entwicklungsvarianten des Automobils feinere Beispiele für die Selbstverständlichkeit, daß in einer Epoche des erdenfrohesten Fleißes alle Konstruktion getreulich das verworrene Spiegelbild unzähliger divergenter, beunruhigender Rücksichten bleiben muß.

Rathenau und Andere haben auf den singulären Formcharakter aller in Jahrtausenden durchdachten Einzelmechanismen hingewiesen, wie ihn etwa das Handwerkzeug besitzt. Den Individualcharakter alter, mit der Hand gearbeiteter Geräthe in seiner eigenthümlichen Annäherung an organische Körperlichkeit und Beseeltheit ahnen selbst Bananen, wenn sie der Preis empfindsam macht. Unzweifelhaft strebt auch jeder Gruppenmechanismus jenem komplexeren Formcharakter zu, der in seiner Vollendung den Ausdruck komplizirter Formenvielfalt verdrängen könnte. Und wer die energetisch-ökonomische Gebundenheit der maschinellen Einzelorgane gründlich begriffen hat, spürt gewiß den ästhetischen Anreiz, nach Abhängigkeiten und Gegensätzlichkeiten, nach intensiven und extensiven Energieschwingungen, nach Symmetrie und Polarität den Gesamtorganismus räumlich gebunden anzuordnen und zu gliedern. Das Streben nach dem höchsten Wirkungsgrad muß auf den

letzten Stufen mit dem Streben nach Schönheit zusammenfallen: Das glauben auch Ingenieure. Nur erinnern sie sich wieder und wieder des univiersellen Entwicklungsgegesetzes, das asymptotische Näherung an den Endzustand bedeutet, eine letzte, unendlich lange, unendlich schwach geneigte Rampe zu durchschreiten heißt, auf der nur Besonnenheit, Nutzverzicht, Erfolgsättigung sammt einiger Hingabe an das Transszendente geduldig und langsam vorwärts kommen könnten. „Es giebt wohl keinen Weg, auf dem es dem Menschen nicht möglich wäre, seine Seele zu finden, und wenn es die Freude am Aeroplan wäre.“ Das ist die Anmerkung des Ingenieurs Rathenau zu Euren Dithyramben. „Aber die Menschheit wird keine Umwege beschreiten. Es wird nichts geschehen, als daß die Menschheit unter dem Druck und Drang der Mechanisierung, der Unfreiheit, des fruchtlosen Kampfes, die Hemmnisse zur Seite schleudern wird, die auf dem Wachsthum ihrer Seele lasten. Die Zeit sucht nicht ihren Sinn und ihren Gott, sie sucht ihre Seele, die im Gewühl des mechanistischen Denkens und Begehrens sich verdüstert hat.“ So lautet das Glaubensbekenntniß von Rathenau und uns Allen, die wir Zweckdienst verrichten.

Wenn nebenbei und irgendwo doch auch einmal Maschinenzeichner eine tapfere Linie zögen, wenn Ingenieure nächstens eine schöne Brücke träumten, so bleibt das Fazit davon unberührt: gewaltig ist die Wirklichkeit der Technik wohl, gleichförmig, dem Zweck entsprechend, erfolgreich, marktgängig und sicherlich in irgendwelchem Sinn für den Weltenlauf förderlich, aber eben so sicherlich in ihrer heutigen Erscheinungsform den Wahrheit-Kraft-Schönheit-Stil-Duseleuten so weit entrückt wie ein strammer Athlet. Wirklichkeit hat ihr Gewicht, ihren Sinn und ihr Ziel. Begeistertheit ist so gewichtslos, daß sie von Dienern und Anbetern der Wirklichkeit als Utopie verschrien wird. Stil ist die Asymptote der Hyperbel von Wirklichkeiten. Wesenheiten entstehen wie natürliche Geschöpfe aus der Influenz der Wirklichkeiten durch transszendente Willenskräfte. Die latenten Wesenheiten der Technik werden von Denkern und Künstlern erschaut, die von außen her, „gegen den Willen der Mechanisierung“, vorzeitig, die „natürliche“ Entwicklung der Technik überflügelnd, intuitiv, stilhöpferisch wirkten und eben darum Organismen schufen, weil sie das Wachsthum als Umweg begriffen und den selektiven „Produktenwust“ nicht mehr ertrugen.

Wenn ich mich recht entsinne, hat Peter Behrens einmal ausdrücklich, zum Entsetzen der Junstgenossen, den „gewachsenen Stil“ abgelehnt. Heute kann man mitten im häßlichsten Berlin einige von ihm erbaute Fabriken sehen, die vom technischen Motiv strotzen

und doch den brutalen Knick in der Entwicklungsgeschichte des Fabrikbauwesens versinnbildlichen. Daß sie mit keiner Greifenformel liebängeln würden, dafür bürgten die jugendlichen Lebendigkeiten im Wesen des Bauherrn (A. G. S.) und des Baumeisters. Aber daß sie keine „Ingenieurbauten“, keine Bejahung der technischen Wirklichkeit, sondern kühnste Formgebung einer der heutigen Industrie utopisch fern scheinenden, hinter Wolken verborgenen Idee geworden sind: Das offenbart die Fruchtbarkeit der dualistischen Wesensbetrachtung. Noch hundert Jahre nach uns wird man den Muth dazu bewundern, wenn man dann überhaupt noch unsere monistische Realitätsanschauung begreift.

Nach der Besucherstatistik von Berliner Fabriken entfällt auf jeden produktiven Mitarbeiter jährlich etwa ein Arbeitbeschauer. Das Tagebuch technisch geschulter Fremdenführer berichtet, daß von hundert Laien neunundneunzig vor der Dimension, der Quantität, Monstrosität oder Rarität in entzücktes oder entsetztes Staunen gerathen. Es gelingt kaum einmal, im Gesichtsfeld einer rothen Warnungslampe oder im Hörbereich eines Hochspannungsfunkens oder in der Nachbarschaft einer netten Tippmamsjell das Wesen eines Kabels dem auf Empfänglichkeit dies eine Mal doch eingestellten Gedächtniß einzuprägen. Man glaubt Das gern und denkt mit Grauen an Tischgespräche technischen Inhalts (zumal mit gebildeten Frauen). Man erinnert sich an malerische Emulsionen von Werkstätten, in denen eine schlecht beleuchtete Ecke, von unwahrscheinlichen Dämpfen umwölkt, durch rothe Lichter und Blauzen belebt, so widerwärtig gegenstandslos zu Tode sterben muß. Man entschuldigt dann wieder den Maler, wenn man Reklamehefte der Berufsgenossen durchblättert und am Bilde der Produkte und Fabriken das lieblose Verhältniß ihres Blickes zum (angepriesenen) Gegenstand erkennt. Und man wäre fast geneigt, alles bisher vom technischen Wesen Gesagte zu widerrufen und seine Ausdrucksarmuth als Leere und seine Leere als des Uebels Wurzel zu gestehen, gäbe es nicht seit einigen Jahren die Erfahrung mit neuen Darstellungsmitteln, die das Gegenständliche von aller Schuld entlasteten und die Dankbarkeit des Gegenstandes gegen das besessene Auge bewiesen. Photographie, neuerdings besonders das Wanderlichtbild, vergeistigt durch die gerechtere Unschärfe der Graphik, hat uns Jüngeren endlich eine Physiognomie technischer Dinge vermittelt. Merkwürdig genug, erwiesen sich die Wahl des Sehfeldes und die Begrenzung des Sehfeldes (nicht etwa, wie Spatzmacher behaupten, Regie und Retouche) als ausdrucks-mehrend. Die selben Fabrikgäste, deren frei im Raum schweifendes Auge zum Nebensäch-

lichen und Abstrusen irrte, erkannten auf dem Film, oft ohne Kommentar, die Haltung und Geberde technischer Dinge. Die Beschränkung auf ausgereifte Teilmechanismen und die Vorliebe für zweidimensionale Projektion der Körper führten zu Federflizzen, wie man sie in dem Geschichtswerk des Hauses Krupp findet, die dem Beschauer ungestört das Wesentliche und dem Konstrukteur die Anfüge seiner Stilistik offenbarten.

Da zeigt sich plötzlich sogar ein Thatsachen-Kommentar, den ich den Erklärungsbüchlingen nicht vorenthalten will. Warum, so fragen sie, gelingt dem Kunstgewerbe, mit der Werkstattzeichnung von Grund-, Auf-, Seitenrissen Stil zu schaffen, warum der Technik nicht? Die Technik sucht in zweidimensionalen Rissen drei ebene Lösungen mechanischer Probleme und findet im besten Fall, wenn sie Zeit dazu hat, die zweidimensional-schöne Kontur. Der Künstler sucht eine dreidimensionale Gestalt, sei es, daß er sie einmal geschnitten, gefnetet, oder sei es, daß er sie nur räumlich skizziert, geträumt oder noch unschärfer gewollt hat, dem Handwerker in ebenen Schnitten und Ansichten darzustellen. Seit Peter Behrens Lampensockel für die A E G entwarf, begriffen die Konstrukteure das Gesetz der gestaltenden Retrospektive und seitdem sieht man sie in ihren Bureaus doch wenigstens die Schaltergriffe, Thürklinken und Wandrossetten manchmal schon in Modellen formen. Und sobald sich die Erkenntnis durchgerungen haben wird, daß eine schöne Rotationkontur keinen schönen Rotationkörper abwirft, werden auch Brückenbauer und Maschinenzeichner bewußt und mit Vergnügen räumlich konstruieren.

Am Weitesten hat sich das technisch: Motiv im literarischen verbreitet: in süßlichen Jugenleurgeschichten, in irren Bejahungen „der“ Maschine, in popularisirenden Tendenzschwärmereien, in Versuchungen der Schriftsprache mit angelesenen Fachausdrücken, in plätschernden Phantasien auf dem uferlosen Ozean mechanistischer Möglichkeiten. „Die mechanistische Entwicklung können wir ohne Staunen, ja, ohne Geistesaufwand ein gutes Stück zukunftswärts weiterdenken. Ein hundertfach überdöckerter Erdball, die letzten asiatischen Wüsten angebaut, ländergroße Städte, die Entfernungen durch Geschwindigkeiten aufgehoben, die Erde meilen-tief unterwühlt, alle Naturkräfte angezapft, alle Produkte künstlich herstellbar, alle körperliche Arbeit durch Maschinen und durch Sport ersetzt, die Kenntnisse des mechanischen Naturgeschehens ins Unabsehbare erweitert, neue Stoffe, Organismen und Energien in beliebiger Menge entdeckt, ja, zuguterletzt Verbindungen mit fernem Gestirnen hergestellt und erhalten: im Sinn der Mechanisti-

nung die höchsten Aufgaben, alle löfenswerth und vermuthlich dermaleinjt gelöst; wem macht es Schwierigkeit, dies Bild künftiger Bequemlichkeit und Gelehrsamkeit beliebig auszumalen, und wen macht es glücklich?" Wieder enthebt mich Rathenau dem Zwang, etwas Neues zu sagen. Ich will hier, wo es hingehört, auf seine Bücher als auf den Katechismus meiner Ideologie hinweisen.

Mit Kellermanns „Tunnel“ ist das technische Motiv in den Lichtkreis anständiger Dichtkunst gelangt. Und weil es dort so zärtlich empfangen und gehütet wurde, können wir das Vivat der Globetrotter überhören, die uns schon wieder via Tuntenhausen von Hoboken nach Weimar fahren wollen. Der Roman fährt nicht über Tuntenhausen und will nicht nach Weimar. Jeder Mac Allan aber, der seinen Tunnel gebaut und seinen Kellermann gelesen hat, wird nach Hoboken zurückkehren und mit Strom am rechten, Hobby am linken Arm seine Seele suchen. Er wird ein Dorf vor der Stadt bauen, vorsichtig, im kleinsten Rahmen, unerhört kühn und unerhört einfach. Dort wird er einsam wohnen; denn Ethel ist in der Stadt geblieben und das Publikum schüttelt den Kopf. Einen Woolf, den der Kontrastreiz lockt, wirft er hinaus. Erst nach drei Jahren zieht ein Arbeiter und etwas später ein Milliardär bei ihm ein: und Die empfinden es sensationlos als Freude, fünf freie Stunden am Tag wie Mac Allan zu verbringen, mit Musik, Blumenzucht und Knetversuchen. Als das Dorf bevölkert ist, von lauter Menschen, die täglich noch zehn Stunden in Hoboken arbeiten müssen, fühlt es sich von der Stoßkraft erfüllt, die Welt zu erobern. Dann lädt Mac Allan unseren Kellermann zu sich und bittet: „Schreiben Sie uns noch ein Buch. Wir bauen morgen einen eisernen Thurm, fünfzig Meter hoch, ohne Treppe, ohne Aufgabe, als Gottesdienst. In drei Monaten ist er fertig. Die Sache haben Sie beim Tunnel überschätzt; sie war eine dicke Nebenjacht. Es freut mich, daß Sie bequem durchgeritt sind. Ich habe das Ding mit Ihrer Hilfe schon beinahe vergessen. Und Das war damals Hauptsache für uns arme Ingenieure.“

Damals, 1950, schrieb Kellermann sein zweites Buch mit technischem Motiv. Das unkundige Geschwäh der Wirklichkeitreporter war verstummt, das Publikum stand zum Gerath wieder wie die Urgroßväter, die Ingenieure waren Künstler geworden und die rasende Welt machte alltäglich einen echten Feterabend. Die Industrie orientirte sich ethisch und gewann die Märkte mit Waarengüte. Selbst die schlimmsten Zweckarbeiten wurden zu höherem Dienst angespannt; die Hälfte aller Fabriken war nämlich für Jahrzehnte vollauf beschäftigt, den Unrath der Zweckepoche zu ver-

nichten, die andere Hälfte hatte das Optimum der Effekte erreicht; das Ringen um Ersparnisse war fruchtlos geworden, Jedermann beherrschte jeden erlernbaren Kunstgriff, Käufer fand, wer um Liebe warb.

Damals siegte die Seele der Menschheit und feierte die Zerstörer des mechanistischen Prinzips als ihre Befreier. Zu ihnen zählte man die Ingenieure nur bedingt.

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Richard von Moellendorff.



Jean Paul, der Dichter des Unbewußten.

Jean Paul, den Dichter, festzulegen und einzuordnen, wollte bisher den Literaturhistorikern noch nicht recht gelingen. Der überwältigenden Menge von Tendenzen, die Jean Pauls Werke beherrschen, den fortwährenden proteischen Verwandlungen dieser weitgrenzenden, vieltönigen Seele stand man verlegen gegenüber. Nach seiner Richtung fragen? Das klang fast, als wollte man nach der Richtung des Meeres fragen; wie dessen Wellen bald hierhin, bald dorthin wogen, so, nach allen zwelunddreißig Richtungen der Windrose, schienen sich die Kräfte dieses Mannes zu bewegen. Woher kam der wunderliche Fremde, der mit einem bezaubernden Gemisch von höchster Kultur und ländlicher Einfalt in wenigen Tagen die Herzen von ganz Deutschland eroberte, den Schiller wie vom Mond gefallen fand, den Goethe einen Tragelaphen erster Sorte nannte? Was wollte er, was brachte er den Menschen?

Ein Angeheures: die Offenbarung einer neuen Liebe, das Erleben von der unererschöpfbaren Quellenhaftigkeit der menschlichen Seele, die Verkündung unendlicher Glücksmöglichkeiten.

Alles, was bei der Romantik auf dem Programm stand, war in Jean Paul Blut und Leben und eigenste Schöpfung. Seine bescheidene Behauptung, daß er an der Entstehung der romantischen Tendenzen nicht so ganz unbetheiligt sei, wird von der heutigen Forschung bestätigt. Er ist nicht nur ein Initiator der Romantik: er ist in Vielem und Wesentlichen ihre Erfüllung. Das Unbewußte, das bei Jean Jacques Rousseau mehr eine Behauptung und logische Forderung war, das bei den ahnenden Romantikern mit Hilfe der Blauen Blume, nach der sie ewig vergebens suchten,

ersteröffnet werden sollte, in Jean Paul zersprengte es mit Allgewalt die Schleusen des Bewußtseins und in nicht endender Verschwendung überglänzte es alles Menschenleben und verwandelte noch die düsterste Winterlandschaft in jubelnde Frühlingsau. Jean Pauls Optimismus hatte nichts gemein mit dem bürgerlichen Behagen der Deisten, der fröhlichen Aufgeräumtheit der Rationalisten; sein Optimismus kam aus der tiefsten Lebensbejahung, aus wahrhaft dionysischem Erglühen. Auch seine Schilderungen der Honoratioren und all der verschörkelten, wunderlichen kleinen Käuze entsprangen aus der selben Ueberlust des Lebens, seiner wallenden Kräfte Ueberschwung noch in der engsten Form wollüstig zu empfinden, wie wirs in den Schnörkeln und Ausladungen der gotischen Kunst kennen. In dem Chaos der Töne erlebte der Dichter die Möglichkeit zahlloser seliger Welten; Musik war ihm, wie Orpheus, Schöpfer alles leibhaftigen Seins. Mit Jean Pauls mystischem Optimismus bewegte uns in unseren Tagen Maeterlinck, dessen verklärte Gestalten auch vielfach an Jean Pauls erinnern. Alles, was uns Jean Paul in seinen Büchern über die Unsterblichkeit lehrt, all die vielen Argumente mit einem Aufwand von Scharfsinn, der selbst Kants Aufmerksamkeit erregte, sie sagen uns heute, ihrer dichterischen Bilder entkleidet, herzlich wenig. Aber seine Lehre vom Unbewußten hätte ihn allein unter die größten religiösen Genien aller Zeiten gestellt. Mit ihr ist er uns gerade jetzt, wo die glänzenden Bestätigungen seines reichen Ahnens mit einer sich überall vorbereitenden religiösen Renaissance zusammentreffen, so überaus wichtig geworden. Ich kann mir nicht versagen, Jean Paul selbst über sein Unbewußtes sprechen zu lassen. „Man sieht bei gewissen Menschen sogleich über die ganze angebaute Seele hinüber, bis an die Grenze der aufgedeckten Liederheit oder Dürftigkeit. Ja, oft könnt' ich aus ähnlichen Gefühlen mich selber nicht recht ertragen, wenn mich nicht die lange Perspektive eines unabsehblichen Verbesserens tröstete. Aber Ihr Reich des Unbewußten, zugleich ein Reich des Unergründlichen und Unermesslichen, das jeden Menschengestirb besitzt und regirt, macht den Dürftigen reich und rückt ihm die Grenzen ins Unsichtbare.“ „Und mir kann das Reich des Unbewußten auch nichts schaden, wenn ich in manchen Stunden widerlicher Bescheidenheit mich aufrichten kann, daß ich ein ganzes geistiges Waarenlager gleichsam unsichtbar auf dem Rücken trage, das ich am Ende wohl auch einmal vorwärts herum-drehen kann auf den Bauch.“ „Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, dieser verdeckte Reichthum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben, als wir

wissen? Vielleicht kommen daher manche Rührungen, manche Andacht, manche innere, schnelle Freudigkeit, deren Grund wir nicht errathen. Und wie wohl thut es, daß wir an allen Nebenmenschen, auch unscheinbaren, Das zu achten haben, was Gott allein kennt! Diejem in uns versteckten Millionär dem Unbewußten gegenüber erschien Jean Paul unser Bewußtsein nur als Armuth, ja, fast als verkleinernder Zerrspiegel. Das Bewußtsein war ihm nur „der Schlüssel des Untermenschlichen, nicht des Uebermenschlichen“. Alle höchsten Seligkeiten waren ihm anonym, aus tiefsten Tiefen kommend. Die Empfindungen, die im Unbewußten göttlich durcheinander brausen, dürfen, so empfand er es wohl, im Zuchthaushof des Bewußtseins nur gekettet und isolirt spaziren, damit sie sich nicht etwa gegen die Gemeinheit und Unnatur unseres gesellschaftlichen und moralischen Lebens verschwören. Diese empfundene Diskrepanz der Hemisphären unseres inneren Seins ließ ihn der Philosophie Jacobi zustimmen, die er durch eine tiefsinnige Sprachkritik noch zu stützen schien. Wie nach Jacobi der Verstand nothwendig atheistisch ist, so sind auch Richters große Humoristen alle Gottesleugner und nur in seinen Träumen gelingt es ihm, die Welt von innen heraus zu gestalten und in Klang, Duft, Licht und Rhythmus die Seele und ihren Schöpfer zu verherrlichen. Seine Philosophie hätte zur Ergänzung der Einsichten Baaders bedurft, dieses reinsten Seher's, der vielleicht jeht, auch er wieder, uns lebendig und wichtig werden soll. Der Mangel an Synthese unseres Gefühl- und Geistesleben führte Jean Paul zu seiner Sentimentalität und zur Apotheose der Kindheit, in der alle Kräfte noch ungeschieden knospen.

Das Evangelium des Lebens und der Freude, das Jean Paul der Menschheit gab, brachte er kraft seiner eminent musikalischen Natur. Der überwältigende Eindruck, den seine Träume und Entzückungen auf Beethoven machten (Schumann inspirirten sie, Mendelssohn und Weber waren ihre Bewunderer), würde vielleicht allein rechtfertigen, Jean Paul an kultureller Bedeutung dem unmusikalischen, ironischen Goethe gegenüberzustellen. Schiller bedeutet die poetische Verklärung des Rationalismus; Goethe und Jean Paul sind wirklich metaphysische Gegensätze wie der Zither spielende Apollo und der wildausgelassene Dionysos. Von Barnhagen wissen wir, daß Jean Pauls Träume durch Phantasien auf dem Klavier, das er meisterhaft beherrschte, entstanden. Jean Paul konnte mit seinem schon von den Vätern her ererbten musikalischen Sinn auch ein großer Musiker werden; er hätte dann aber eine andere wichtige Mission nicht erfüllt, die, wie mich dünkt, den Tonhöp-

fun gen Beethovens zeitbiographisch vorangehen mußte. Ungeheure Wissensschätze hatte die Zeit der Aufklärung gehäuft, ein Wissen, das vom Gefühl nicht mehr durchdrungen und nur durch begrifflichen Schematismus scheinbar beherrscht wurde. Jean Paul hatte dieses ungeheure Wissen in seiner einsamen, freudlosen Jugend in Hof sich angeeignet: und nun stellte er sich die titanische Aufgabe, mit diesen Wissenslasten zu jonglieren, den geistigen Organismus der Nation dadurch zu entspannen, daß er mit dem höchsten Enthusiasmus all dies Wissen in wihhaftem Spiel verband und es so fluidifizierte. „Auch der Wihblick durchstreift lange, obwohl dunklere Reihen der Vorbildungskraft, um zu schaffen.“ Durch dieses freie Assoziieren aller Kenntnisse, wie wir es heute, nach Freud, nennen könnten, wurde Jean Paul der Lyriker und Dithyrambiker des Wihes. Echteste romantische Ironie und Souverainetät des Gefühls gegenüber dem Wissen ist es, wenn er für seine Scherze Bilder aus den feierlichsten und sprödesten Wissenschaften herbeizieht. Sein vom Kleinsten zum Größten, vom Tragischen zum Komischen springender Stil hat im Wettstreit mit der Musik das Irrationale des Lebens genial verkörpert.

Die Entbindung des Unbewußten hatte bei Jean Paul zur weiteren Folge, daß seine Beziehungen zur Sozietät ins Unendliche erweitert wurden. Seine Menschenliebe war nicht, wie es dem Gefühlssarmen erscheint, leerer Kosmopolitismus; mit seinen „zitternden Fühläden“ umfing er wirklich die ganze Menschheit. Wenn er sagt: „Du bist hinuntergezogen, goldene Sonne, und hast die abblühende Rose unser's Abends mitgenommen und sie den erwachten Menschen der Neuen Welt als die Rosenknospe eines frischen Morgens gegeben,“ oder wenn er den selben Gedanken in der wihigverkürzten Form giebt: „Sie sonnten sich im Morgenroth Amerikas“, so ist Das nicht nur gedacht, sondern lebendig empfunden. Dichterlich hat er die „göttliche Ueberfülle und Vermischung des Lebens“ (ich erinnere nur an die wie von einer Zauberlaterne hingeworfenen Bilder eines Sommerabends in den Flegeljahren, an Giannozzos Ballonsfahrt über das rennende Leben mit all seiner unendlichen Flucht von Bildern und Gegensätzen hin) in einer so meisterhaften, gänzlich neuen Art gegeben, daß nichts in der deutschen Literatur (es sei denn das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern) daran erinnert.

Dieser ungeheuren Erweiterung des Horizontes der Liebe verdankte Jean Paul auch ein ganz neues Landschaftempfinden. Wie renaissancehaft und rofokomäßig sind noch Goethes Landschaften gegen Jean Pauls so ganz moderne, durch und durch beseeelte Skiz-

zen. Wie lebt Alles in ihnen, welch bunt kräftiges Durcheinander, welche „Lärmfeuer der Natur; und dann wieder zartester Watteau, nur Duft und Gold. Jean Paul ist der Bewegungsreichste unserer Dichter. „Ohne Wind war ihm eine Landschaft eine steife, festgenagelte Wandtapete.“ Wie modern sind Bilder empfunden wie: „Der Morgenwind rauschte stärker, der Himmel wurde blauer und reiner, der bunte, leicht: Teppich des Erdenlebens breitete sich über die Gegend aus und flatterte an den Enden.“ Oder: „Er schweifte aus der Stadt hinaus. Es war ihm, als wenn zwei entgegenwehende Stürme eine Rose mitten im Himmel schwebend erhielten.“ Oder: „Jetzt brannte und zitterte in zartem Umriß eine Obstallee durchsichtig und riesenhaft in der Abendgluth.“ Müssen wir nicht bis zu George gehen, um Aehnliches zu genießen? Erst bei George finden wir auch die so tief germanische Einheit von Mensch und Landschaft wieder, die damals bei Jean Paul etwas gänzlich Neues war und Wielands und Schopenhauers Bewunderung erregte. Gewiß war es auch Dies, neben seinen unvergleichlichen Weltstimmungen, was ihn zu einem Liebling Bödlins machte.

Daß Jean Paul, weil für diese neuen „seligzerdehnenden“, „zerquetschenden“ Gefühlswelten noch nicht der neue Leib da war, der erste Hysteriker in der Literatur wurde (auch das Wort hysterisch wendet er, ganz im modernen Sinn, wohl als Erster an), mag flüchtig erwähnt werden. Und ferner, daß er in seiner Linda, wenn wir von der doch nicht ausgeschaffenen Lucinde absehen, als Erster eine im modernen Sinn bedeutende freie Frau darstellte. „Welch eine schöpferische gerüstete Zeit zieht daher, die das große dumpfe Nonnenkloster des weiblichen Geschlechts abbrechen und die finsternen Mönchschleier von den schönsten Augen reißen wird.“ Der Gefühlserweiterung durch das frei aufsteigende Unbewußte verdankte der Dichter auch eine Empfänglichkeit für die Schönheit des aufblühenden Jünglings, wie wir sie, ohne an pathologische Erscheinungen zu denken, allein in Griechenlands bester Zeit bewundern dürfen. In Jean Pauls deutschestem Buch, den Flegeljahren, entzückt uns der Blütenrausch der griechischen Wonnezeiten.

Welche künstlerische Höhe Jean Paul nach einer glücklicheren Jugend und bei liebevollerem Verständniß seiner Zeitgenossen erreicht hätte, ist nicht zu ermessen. Es bleibt ein Schandmal deutscher Geschichte, daß unser vielleicht umfangreichster und wahrster Genius an seiner vollen Entfaltung durch die Kulturlosigkeit seines Volkes gehindert wurde.

Bern.

Johannes Nohl.



Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel.

Einest Tages fiel ein junges Mondkalb vom Himmel; und als es, noch etwas wirbelig von seinem Sturz, wieder zu sich kam, merkte es, daß es in eine Schulstube hineingefallen war. „Oha!“ blöfte das Mondkalb. Denn es hatte bisher in einer Welt gelebt, in der man Griffel und Schiefertafel und Fiebel und Rechenmaschine für die überflüssigsten aller Dinge hielt; die Erde aber für einen großen, goldenen Apfel, den der Liebe Gott eigens am Himmel aufgehängt habe, damit die Sonne und der Mond und alle Sterne jahraus, jahrein darum herumfließen. Das Mondkalb blöfte noch einmal und machte Miene, die Augen zu schließen. Wenn man nicht nur nichts sah, sondern auch nichts sehen wollte, kam man vielleicht auf der Erde gerade so gut fort wie auf dem Mond.

Da stand aber ein trübäliger Geselle zwischen Schulbank und Rechentafel. Der wollte durchaus nicht leiden, daß das Mondkalb wieder in seine alte Einfalt hinüberdämmere. „Mein liebes Kind,“ sagte er, „Du bist hier, um Etwas zu lernen, und ich . . .“

Das Mondkalb öffnete die Lider und blinzte ihn an. „Bist Du ein Erdkalb?“ fragte es.

„Ich bin ein Lehrer“, antwortete der traurige Geselle. „Und habe die Pflicht, einen vernünftigen Menschen aus Dir zu machen. Auf daß es Dir wohlgerhe und Du Dich einmal auskennest in dieser Welt.“ Darauf begann er mit dem ABC.

Was blieb dem Mondkalb übrig? Es mußte lernen . . . Ringsum sahen noch so und so viele andere Mondkälber, alle gleich dumm und noch nicht lange auf die Erde gefallen. Alle verdammt, eine hübsche Weile auf dieser Erde zu bleiben. Da mochte man wohl hören, was nöthig ist, um sich auszukennen in dieser großen, fremden Welt.

Das Lautiren und Buchstabiren war bald gelernt. Und als das Geblöf schon langsam anfang, eine Sprache zu werden, bekamen die jungen Mondkälber das erste Lesebuch. Das begann mit kleinen Sprüchen und Erzählungen und mit artigen Fabeln, darin die Thiere wie Menschen sprachen, damit die Menschen klug daraus würden.

„Ist es da nothwendig, erst den Menschen zu studiren?“ dachte das Mondkalb. „Das haben wir auf dem Mond auch schon gewußt.“ Aber es behielt seine Gedanken für sich, denn man wußte ja nie, was in dieser Welt noch kam.

Wenn der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, hinausging, kam ein Anderer herein. Der war groß und stattlich und wohlgenährt und behauptete, daß Alles, was er lehre, direkt vom Lieben Gott herkomme. Der Liebe Gott habe Das und Das einmal gesagt und gethan und niederschreiben lassen. Darauf habe er sich zurückgezogen, weil die Menschen unartig gewesen seien. Ihn und Seinesgleichen aber habe er angestellt, um den Menschen zu verkünden, was sie zu

glauben hätten. Denn Das allein sei Wahrheit. Und er schlug ein Buch auf und begann, eine lange Geschichte zu erzählen. Wie schön und gut Gott die Welt geschaffen und wie schuldlos die Menschen. Da sei aber eine Schlange gewesen und die habe die Menschen verführt, von einem Baum zu essen, dessen Frucht ihnen verboten war. Daraus sei das Uebel entstanden, das man die „Erbünde“ nenne.

„Deshalb also bin ich vom Himmel gefallen!“ dachte das Mondkalb verstimmt. Dabei sah es ganz entsetzt an sich herunter. Es hatte so glücklich und schuldlos bis jetzt in den Tag hineingelebt; keine Ahnung von dem Mafel gehabt, den es an sich trug. Nun wußte es, daß es böse war und von Natur aus zum Bösen neigte. Von Natur aus . . .

Am diesem Tage sagte es seine erste Lüge. Es hatte etwas Böses gethan, und seit es genau wußte, was gut und was böse war, schämte es sich, die Wahrheit zu sagen. Gerade den Mann Gottes hatte es angezogen. Und als es merkte, daß der Diener des Lieben Gottes noch lange nicht so allwissend war wie der Liebe Gott selbst, begann es, die Anderen erst recht anzulügen. Vor der „Schlange“ bekam es einen großen Respekt, fast eine Art Ehrfurcht. War sie doch die Klügste gewesen. Sie hatte die Menschen verführt und dem Lieben Gott einen Streich gespielt. Das gab viel Stoff zum Nachdenken.

Inzwischen führte der traurige Gefelle, der sich einen Lehrer nannte, die jungen Mondkälber von Lesebuch zu Lesebuch, und als eines Tages das Schuljahr wieder begann, schlug er ein besonders dickes Buch auf. Das nannte er eine „Naturgeschichte“, und so trüb auch seine Augen waren: als er den Mondkälbern daraus zu erzählen begann, leuchteten seine Blicke plötzlich auf und die hageren Glieder dehnten sich, als wollten sie den zerschlossenen Schulmeisterstreck sprengen. Darauf fing er zu erzählen an. Und das Mondkalb? Nun: Das horchte auf oder schwahte oder langweilte sich. Wie es eben ging oder nicht ging. War es doch schon eine ganze Weile her, daß es in die Schule lief und so that, als ob es immer thäte, was die Anderen von ihm wollten. Mehr war nicht nothwendig, wenn man weiterkommen wollte. Dem Mondkalb wenigstens erschien Dies als der Inbegriff alles Wissens, seit es irdisch erzogen wurde. Als man aber zu den „Schlangen“ kam, spitzte auch das Mondkalb die Ohren und plötzlich erhob es sich und fragte, in welche dieser Schlangen der Teufel gefahren sei.

Der Lehrer, noch unwillig über die Störung, fuhr mit einem jähen Ruck empor. „Trage ich Euch Naturgeschichte vor, damit Ihr mir mit solchen Fragen kommt?“ Er rief es heftig, fast böse. Sein Antlitz zeigte zum ersten Mal einen Ausdruck, wie ihn die Mondkälber noch nie darin gesehen hatten. Und wenn er auch gleich darauf wieder duckte und in sich zusammenkrach, es war doch genug gewesen, um selbst ein Mondkalb nachdenklich zu machen. Etwas schien da nicht in der Ordnung. Denn die Mondkälber entsannen sich genau, was der Mann Gottes gesagt hatte. Und nun that der Andere plötzlich, als ob er es besser wisse. Die Mondkälber steckten die Köpfe zusammen, tuschelten

und sicherten. Sie glaubten, nun zu wissen, daß auch ihre Lehrer nicht immer die Wahrheit sprachen. Welcher von den Beiden aber hielt sie ihnen vor? Sie wurden immer begieriger, dahinter zu kommen.

Als der traurige Gefelle die Schultube verließ, trat der Mann Gottes ein. Die Mondkalber hatten also nicht allzu lange Zeit, nachzudenken, wie sie am Besten hinter die Wahrheit kämen. Auch waren nicht alle so klug und wißbegierig wie unser Mondkalb. Das aber war mit sich im Reinen. Und als der Mann Gottes sich gesetzt hatte, erhob es sich und fragte mit der unschuldigsten Miene, die sich denken ließ, ob der Liebe Gott die Menschen noch immer aus Lehm mache.

„Aber, Kinder!“ Der Mann Gottes lächelte weise und überlegen. „Habt Ihr denn vergessen, was der Herr zu Adam und seiner Gefährtin gesagt, noch im Paradies gesagt hat? Wachset und vermehret Euch! Nun seht...“ Dann sprach er über die Zehn Gebote.

Das Mondkalb jaß und dachte nach. Wie die Thiere sich vermehrten, hatte ihnen der traurige Gefelle gesagt. Sie legten Eier oder brachten lebendige Junge zur Welt. Wie war es nun bei den Menschen? Da und dort hieß es oft plötzlich, ein Kind sei „zur Welt gekommen“. Daß die kleinen Kinder dann wuchsen, jaß das Mondkalb mit eigenen Augen. Wie aber kommen sie zur Welt, wenn der Liebe Gott sie nicht mehr schuf? Danach wollte es den traurigen Gefellen fragen. Wenn er schon that, als ob er Alles besser wisse, würde man ja hören... Und als er in der nächsten Stunde seine „Naturgeschichte“ aufschlug, stand richtig schon das Mondkalb da. „Wie vermehren sich die Menschen?“ fragte es. Fragte es mit der blauesten Miene, die auf dem Mond zu haben war. Und die anderen Mondkalber reckten die Hälse lang. Wie? Dem Lehrer fiel fast das Buch aus der Hand.

Eine Weile jaß er still und that, was man den Mondkalbern schon lange verboten hatte: er laute an seinem Daumnagel. Endlich sprach er kurz: „Indem sie lebende Junge zur Welt bringen“.

Die Mondkalber jagten nichts; rissen aber Mund und Augen auf. Sie hatten bisher gemeint, bei den Menschen müsse Alles ganz anders zugehen als bei den Thieren. Nun wußten sie es besser. Sogar besser, als es der Mann Gottes wissen wollte. Das gab ein neues Getuschel.

In der Unterrichtspause durften die Mondkalber sich auf den Korridoren ergehen. Auch das neugierige Mondkalb that so; und ein Zufall fügte, daß der Lehrer und der Mann Gottes eine ganze Weile vor ihm hergingen, ohne zu merken, daß das Mondkalb mit offenen Ohren hinter ihnen drein schlich. Denn sie sprachen laut mit einander und nicht gerade freundlich, der Lehrer und der Mann Gottes.

„Jetzt kann ich Ihnen nicht länger die Stiefel austreten“, jagte der Lehrer ärgerlich.

„Was wollen Sie damit jagen?“ fragte der Andere herablassend.

„Wenn Sie es schon nicht wissen oder so thun... Zur Zeit meines Großvaters, der auch Lehrer war, mußte der Schulgehilfe die Ka-

nonenstiefel des geistlichen Herrn austreten, wenn sie zu eng waren. Die wirklichen Stiefel; ich muß jetzt Ihre geistigen austreten."

„Wieso?“ Der Mann Gottes lachte sichlich belustigt.

Der traurige Gefelle zuckte die Achseln. „Wieso?“ rief er empört. „Ich trage Naturgeschichte vor, nach Ihnen . . . Das Andere können Sie sich denken.“

„Gar nichts kann ich mir denken“, rief der Mann Gottes überlegen. „Wir, Sie und ich, haben in voller Uebereinstimmung den Lehrplan zu erledigen. Unserer Instruktion gemäß.“

„Schön. Nun sagen Sie mir nur Eins: wie ich es anstellen soll, den Verstand der Schüler auszuschalten, wenn er die Widersprüche merkt, trotz unserer Instruktion?“

„Das ist Ihre Sache! Schließlich (er lachte wieder) haben wir Beide unseren Amtschimmel. Wenn Sie immer hübsch still darauf sitzen bleiben, wird er Sie nie abwerfen. Merken Sie sich Das!“

„Ja,“ sagte der Andere, „so geht es, wenn man ein Pechvogel ist und von Eltern stammt, die Pechvögel waren, in drei Generationen.“

Darauf schieden die Beiden von einander; der Mann Gottes mit einem herablassenden Nicken, der traurige Gefelle mit einer ingrimmigen Verbeugung; das Mondfals brückte sich.

Zwei Jahre vergingen, die Legebücher wurden dicker und dicker. Die Mondfälsber dümmer und dümmer. Manchmal bekamen sie geradezu Kopfschmerzen. Denn sie mußten nun von einer Stunde zur anderen vergessen, was der Mann Gottes von ihrem Glauben, der traurige Gefelle von ihrem Wissen forderte. Trotz der Uebereinstimmung des Lehrplanes und der reingefegten Lehrbücher. Frau Wahrheit war zu groß und zu stark geworden für die Kleider, in die man sie hier hineinzwängen wollte. So lief sie mit zerrissenen Ärmeln herum und stieß mit den nackten Ellenbogen oft recht unsanft um sich. Lehrer und Mondfälsber aber thaten, als sähen und spürten sie nichts.

Eines Tages kam die Erdkunde an die Reihe. Erdkunde und Astronomie waren die heimliche Liebe des traurigen Gefellen. Und weil er immer darüber laß, ließ er eines Tages ein Buch liegen, in dem ganz andere Dinge von dem Werden und dem Alter der Erde standen. *Der Mann Gottes lachte. „Metaphysisch“* sagte er. „Mondfälsber darüber her und lasen, lasen, bis ihnen zu Muth war, als wären sie eben erst vom Mond heruntergefallen und nicht schon so und so viele Jahre in eine Schule gegangen.“

Als der traurige Gefelle aber über die Erde zu sprechen begann, schlug er ein anderes Buch auf. Ein Buch, dem man förmlich ansah, wie lange es schon neben dem „Alten Testament“ gelegen hatte. Und er sprach von Allem, nur nicht von dem Alter der Erde.

Nun gab das Mondfals ein Zeichen . . . Wie lange die Erde schon da sei, wollte es wissen?

„Seit sie der Liebe Gott erschaffen hat“, kam es kurz zurück.

„Wie lange ist Das her?“

„Hats Euch der Mann Gottes nicht gesagt?“

„Ja“, rief das Mondkalb. Aber Das könne es wirklich nicht glauben. Denn so dumm man auch auf dem Mond sei: das Alter der Erde kenne man dort genau; weil der Mond eben schon so lange neben der Erde herlaufe. Und dafür reichten die „Sechstausend der Bibel“ nicht.

Ueber die Stirn des traurigen Gefellen ging ein Leuchten. Seine Lippen öffneten sich, um endlich, endlich einmal auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer Wahrheit, die sogar den Mondkalbern schon geläufig war. Aber zu rechter Zeit besann er sich, lachte, zuckte die Achseln und rief: „Ja, liebe Kinder, bei uns ist Das wieder anders. Denn bei uns geht der Amtschimmel spazieren und Ihr glaubt gar nicht, wie hungrig das Vieh ist. Sogar das Alter der Erde hat er aufgefressen, ganz und gar.“ Darauf lehrte er, wie es im Buche stand.

„Amtschimmel? Amtschimmel?“ Das brummte im Kopf des Mondkalbes herum. Wo hatte es das Wort schon gehört? Richtig! Damals, als der Mann Gottes mit dem traurigen Gefellen vor ihm hergegangen war. Er hatte es zuerst ausgesprochen. Da konnte wohl auch er darüber die beste Auskunft geben. Und weil das Mondkalb schon einmal im Zug war, fragte es den Mann Gottes gleich in der nächsten Stunde, was denn ein „Amtschimmel“ sei. Wie der hierherkomme, fragte der Mann Gottes zurück. Das Mondkalb aber meinte mit seiner unschuldigsten Miene, es habe das Wort gehört, wisse sich aber keinen Vers darauf zu machen. Und so bitte es recht schön . . .

Der Mann Gottes lag gerade mit einem Nachbar im Streit. Es war ein langwieriger Prozeß, der ihn viel Galle und Geld kostete und noch immer kein Ende nehmen wollte, so sehr er sich auch im Recht glaubte. Denn da war der lange Zug von Instanz zu Instanz. Und half kein Gelauf und kein Drängen und nicht einmal Frau Protektion. Solcher Prozeß mußte seinen Weg gehen, den selben Weg, den alle Prozesse dieser Art gingen und immer gegangen waren und in Ewigkeit gehen werden. Amen!

„Amtschimmel! Amtschimmel!“ So, hatte der Mann Gottes Jahre lang gehöhnt, gelästert, getobt. Nun führte ihm die Frage des Mondkalbes das verhaßte Vieh, so zu sagen, am Zügel vor. Und die Galle lief ihm aufs Neue über.

„Was ein Amtschimmel ist, mein liebes Kind? Na, wenn Einer, so kann ich es Dir genau sagen. Das ist eine Bestie, die nicht unser Herrgott erschaffen hat, sondern die Dummheit der Menschen. Erschaffen, damit der Teufel von Zeit zu Zeit sein helles Vergnügen habe an all dem Unsinn, der auf dem Amtschimmel daherreitet. Der Amtschimmel: Das ist der dumme, faule Brauch, ist die Ehrsucht der Gehirnweichen vor dem Buchstaben und dem Paragraphen und das Heiligthum der Leute, die überhaupt nichts mehr denken wollen. Ja, dieser Amtschimmel . . .“ Seine Stimme überschlug sich.

„Schau!“ Dachte das Mondkalb. „So spricht Du heute, damals aber . . .“ Und mit der unschuldigsten Miene fragte es, ob man des-

halb nicht klug thue, gerade auf diesem Schimmel immer hübsch still zu sitzen.

Der Mann Gottes aber, der längst nicht mehr wußte, was er damals gesagt hatte, wurde nun erst recht böse. „Stillsitzen? O ja! Aber um es zu können, muß man erst ein Esel werden, ein Esel oder ein Lügner!“ Das Mondkalb hatte genug.

Am nächsten Tage geriethen der Mann Gottes und der traurige Gefelle wieder einmal an einander. Diesmal mußte es ein ernstlicher Streit gewesen sein, denn der traurige Gefelle war totenblaß, als er in die Schulstube trat, und machte ein Gesicht . . .

„Jetzt ist die rechte Stunde“, dachte das Mondkalb. Es stand auf und fragte, was ein Pechvogel sei.

Da geschah das Unerhörte . . . Der traurige Gefelle schnellte plötzlich von seinem Stuhl empor, jäh, heftig. Nicht anders, als habe ihn eine unsichtbare Hand an seinem dünnen Schulmeisterköpfe emporgerissen, gerade dort, wo es am Wehsten that. Seine Augen brannten, seine Lippen zitterten und mit einer Stimme, in der alle Qualen aufschlugen, die er so lange erduldet, und jede Schmach, die seine Mannheit beleidigt hatte, rief er: „Was ein Pechvogel ist, willst Du wissen, mein liebes Kind? Ein Pechvogel ist ein Mensch, der eigens angestellt wird, um zu lehren und doch nie die Wahrheit zu sagen. Um zu bilden und dabei ganz heimlich zu vernichten. Um so lange Unwissenstheke in eine junge Seele zu stopfen, bis sie zu dumm ist oder zu müde oder zu schlau, um über das Wissenstheke selbst nachzudenken. Ein Pechvogel ist ein Lehrer, wie ihn die Menschen wollen, und wenn er kein ganzer Schuft ist, wird er wenigstens einmal roth in seinem Leben und sagt die Wahrheit, wie ich. Amen!“

Und er nahm seinen Hut und ging; ging an dem Mann Gottes vorüber, der vor der Thür stand und lauschte. Wenige Tage später hieß es, daß der traurige Gefelle aus Amt und Brot gesetzt worden sei. Der Mann Gottes erzählte es den Kollegen, während sie auf dem Korridor hin und her gingen, und lachend jagte er zuletzt: „Er wollte ja immer der Klügere sein, der Herr Kollege. Nun hat er sich gründlich das Maul verbrannt.“

Die Mondkalber aber, die Alles gehört hatten, glaubten plötzlich, zu wissen, was aller Weisheit letzter Schluß auf dieser Erde sei: man durfte sich nicht das Maul verbrennen! Und weil sie doch in dieser Welt gut fortkommen wollten, sangen sie an, recht vorsichtig zu werden und wieder nur „Wäh“ oder auch gar nichts zu sagen, um sich ja nur nicht das Maul zu verbrennen. Bis sie wieder so dumm schienen wie an dem Tag, da sie vom Mond gefallen waren. Um Das zu lernen, waren sie so lange in die Schule gegangen . . .

Wien.

Eugenie belle Grazie.



Anzeigen.

Bruno Frank: Die Schatten der Dinge. Albert Langen in München.

Man ist heute der „Gedankenshrif“ abhold. Man meint, der echte Dichter suche seine Gegenstände nur im Gebiete des sinnlich Erfassbaren, nicht in der Welt der Reflexion, die, unsichtbar wie die Luft, über der Wirklichkeit lagert. Der Gedanke dürfe, dem Dichter kaum bewußt, nur wie ein Duft der Ihyrischen Blüthe entsteigen. Mache er sich deutlicher bemerkbar, zeige er sich gar als Keim oder Wurzel der Blume, so handle sich um ein Gewächs von zweifelhafter Herkunft, das im Garten der Poesie eigentlich nichts zu suchen habe. Ein Dichter, der in seinen Gedichten klare Gedanken verkörpert, ist diesen Kritikern sogleich ein Dichter zweiten Ranges, kein „reiner“ Dichter; und seine Gedichte stempelt man zu „Sinngedichten“, auch wenn sie wie ein Hauch aus den Tiefen des Weltherzens anmuthen. Darin sehe ich eine willkürliche Verengung des Begriffs der Poesie. Die Poesie gestaltet mit den Ausdrucksmitteln der Sprache Gefühle. Ihr kommt es (um mich „exakt psychologisch“ auszudrücken) nicht auf die Vorstellungen selbst an, die sie uns vermittelt, sondern auf ihre Gefühlsbetonung. Die will sie auf den Leser übertragen. Vom Gefühl betont aber können alle geistigen Vorgänge intellektueller Art sein, nicht nur die Sinneswahrnehmungen und ihre Gedächtnißbilder. Es giebt Menschen genug, deren Denken nicht minder vom Gefühl betont ist als ihr Sehen, Hören und Riechen, die von abstrakten Gedanken erschüttert und entzückt werden wie von persönlichen Schicksalen; und keine Poetik kann dem so Gearteten verwehren, daß er seine an Gedanken geknüpften Gefühle poetisch gestaltet, um sie so auf Andere zu übertragen. Weßhalb eine solche Poesie an sich geringeren Werth haben sollte als die, deren Stimmungsgehalt an konkreten Gegenständen haftet, ist unerfindlich. Man kann sogar behaupten, daß alle große Poesie mehr oder weniger aus Empfindungen geboren wird, die, über das Konkrete weit hinausfliegend, im Ideellen ihre wahre Heimat haben. Zu fordern ist von dem Gedankendichter wie von jedem Dichter nur Eins: daß er das erlebte Fühlen wirklich auf uns überträgt. Wie er Das fertig bringt, ist seine Sache und das Geheimniß seiner Kunst. Bruno Frank besitzt diese Kunst. Er ist ein Gedankendichter edelster Art; schon die „Gedichte“ (die bei Winter in Heidelberg erschienen) des noch nicht Zwanzigjährigen verriethen es. In der zweiten Hälfte des Bändchens waltet eine Nachdenklichkeit und eine Ruhe der Betrachtung, wie sie in diesem Alter ganz ungewöhnlich ist. Dieser Primaner sah in Tiefen, die so jungen Augen sonst noch völlig verborgen sind. Sein Blick hing so lange an „nächt'gen Fernen“, daß ihm von dem Funkeln der Sterne die Augen schmerzten und er sich deshalb selbst ermahnt: „Du mußt die Welten, die sie schmerzen machten, einmal im Dorfteich flimmernd Dir betrachten.“

Was diese „Gebichte“ versprochen, Das haben „Die Schatten der Dinge“ gehalten. Was dort noch unfertig und unbedeutend war, Das steht hier zu voller Reife entwickelt vor uns und entzückt uns eben so durch die Tiefe des Gehalts wie durch die Pracht und Schönheit der dichterischen Form. Frank sucht nicht Unermöglichen in ein Wollen umzulügen oder Zuchtlosigkeit als Stärke und Eigenart aufzupuzen. Er ist auch ein Feind der Phraze, der abgebrauchten, nichts jagenden Wendung wie der geuchten, unredlichen Ausdrucksweise, die mehr sagen möchte, als das ihr zu Grunde liegende Empfinden rechtfertigen kann. Deshalb sind seine Gebichte beherrscht von jener edlen Nothwendigkeit, die ein Kunstwerk wie ein Naturprodukt erscheinen läßt. Die Persönlichkeit, die aus diesen gehaltvollen Versen spricht, ist ungemein anziehend. Wir erkennen überall einen ernsthaft philosophischen, von Kants und Schopenhauers Ideen erfüllten Geist, der den „Schleier der Maja“ kennt und doch weiß, daß wir ihn nicht lüften können; wir spüren ein Streben ins Weite, Allgemeine und Bedeutende, das uns erhebt, eine Ruhe, die wohlthut, eine Schwermuth, die nicht bedrückt, eine Milde und Güte, die angenehm erwärmt. Auch wer nicht in Allem denkt wie Bruno Frank, wird doch gern überall mit ihm fühlen. Als Beispiel diene ein Gebicht, das in einem herrlichen Bilde den Gedanken aufleuchten läßt, wie seltsam das räthselvolle Leben und Bewußtsein in langer Kette von einer Generation zur anderen übergeht.

Der K ä m m e r l i n g.

So wie im Schloß ein später Kämmerling
Lichtstrahlend wandelt durch die hundert Zimmer
Und jedes, das den Wandelnden empfing,
Aufglänzt zu einem kurzen, schwachen Schimmer —
So ist auch dieses schwache Licht in mich
Durch viele, viele Kammern hergeglitten:
Die ließ der Diener dunkel hinter sich —
Und ich . . . Auch ich bin fast durchschritten.

Martin Havenstein.

Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung. Ernst Reinhardt in München. 1 Mark.

Im Februar dieses Jahres hielt ich im Seminar des Geheimrathes Lujo Brentano dieses Referat. Es sollte den Nachweis erbringen, daß das neue Heimarbeitgesetz fast völlig versagt, da das Elend in der Hausindustrie eher zu- als abgenommen hat. Ich habe versucht, die entsetzlichen Zustände, die ich bei meinen Untersuchungen antraf, zu schildern. Jetzt wende ich mich an alle wohlgesinnten Bürger Deutschlands, ohne Unterschied der Partei, mit dem Ruf, dem Elend der von Heimarbeit Lebenden ein Ende zu machen.

Ernst Friedrich Goldschmidt.

Liselotte und Ludwig XIV. R. Oldenburgs Verlag in München. 5 Mark. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Band 25.)

Das Werk verdankt seine Entstehung einem im Archiv des pariser Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Winter 1910 von mir aufgefundenen umfangreichen Originalschreiben der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an König Ludwig den Vierzehnten von Frankreich. Das Schriftstück darf als das Intimste in der Gesamtkorrespondenz Liselottens bezeichnet werden und bietet ein hochinteressantes Dokument ihrer Beziehungen zu dem französischen König. Zugleich ist es der einzige uns bisher bekannt gewordene Brief der Herzogin an Ludwig. Nicht nur die Beantwortung der Frage, wann und warum Liselotte mit dem von ihr innig verehrten königlichen Schwager nach einer Reihe glücklicher Jahre in offenen Konflikt gerieth, ermöglicht dieses Rechtfertigungsschreiben: es läßt zugleich die Vorgänge im Leben der Pfälzerin seit dem Tod der französischen Königin Maria Theresia scharfer hervortreten als bisher. Ich bin durch den werthvollen Fund angeleitet worden, den Verlauf dieser ganz dramatisch sich gestaltenden Beziehungen in den Jahren von 1671 bis 1715 zu untersuchen. Von dieser Seite her fiel auch ein helleres Licht auf den Gemahl Liselottens, den Herzog Philipp von Orleans, und auf das Treiben seiner Favoriten im Palais Royal. Im Verlauf meiner Studien bin ich zu einer Auffassung Liselottens gekommen, die von der bisher gültigen vielfach abweicht. Ein volles Verständniß dieser vielumstrittenen Persönlichkeit ist eben durchaus abhängig von der Kenntniß ihrer Beziehungen zu Ludwig dem Vierzehnten. In einer Beilage habe ich, gestützt auf die Berichte des Französischen Gesandten in Madrid, geprüft, ob Marie Louise von Orleans, Königin von Spanien, die erste Gemahlin Karls des Zweiten, ein 1685 Aufsehen erregendes Verhältniß zu einem Mann hatte, wie in dem von mir publizirten Schreiben Liselottens behauptet wird.

München.

Dr. Michael Strich.

Friedrich Hebbel. Beitrag zu einem Psychogramm. (Hebbel-Forschungen, Band VI.) B. Behrs Verlag in Berlin-Steglitz.

Im Gegensatz zur generellen Psychologie, die als nomothetische Wissenschaft das Allgemeingültige und Gesetzmäßige des seelischen Funktionirens aus der Fülle der individuellen Besonderheiten herauszuarbeiten strebt, sucht die „Differentielle Psychologie“ (so genannt nach ihrem ersten Wegweiser: William Stern in Breslau), zunächst auf idiographischem Weg, das Singuläre der Individualität, dieser „Asymptote der Gesetze suchenden Wissenschaft“, zu erforschen und darzustellen, wozu sie sich einer möglichst neutralen und möglichst vollständigen, nach übersichtlichen Eintheilungsprinzipien geordneten Liste der Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten in Betracht kom-

men können, bedient: eines (auf Grund Jahre langer Vorarbeiten organisirter Gemeinschaften entstandenen) „psychographischen Schemas“. Unter Benützung dieses Schemas macht mein Beitrag zu einem Psychogramm Friedrich Hebbels den Versuch, die theoretisch gewonnenen Richtlinien zur wissenschaftlich-objektiven Festlegung der wesentlichen Merkmale eines Menschenlebens praktisch anzulegen und zwar an Hebbel, dessen Wesen und Werk zu einem solchen Versuch besonders herausfordert, und so zum Ausbau dieser der subjektiven Intuition des nachschaffenden Künstlers, Historikers, praktischen Menschenkenners entrückten (vielleicht vorarbeitenden) zukunfts trächtigen Methode der Biographirung beizutragen. Diese Hebbel-Psychographie hat neben den vorhandenen Biographien volle Daseinsberechtigung, weil sie mit ihren methodisch bedachtam ausgewählten, logisch übersichtlich angeordneten Rubriken als rasch und zuverlässig informirendes biopsychographisches Nachschlagebuch benutzbar ist und der Hebbel-Forschung werthvolle Dienste zu leisten vermag. Dr. Ludwig Lewin.

Die Novellen um Claudia. Ernst Rowohlt in Leipzig.

Wenn man eine Anzeige seines eigenen Buches verfaßt, so wird man nicht anders vorgehen können als ein gewissenhafter Handwerker, der die Arbeit und das Material seiner Werkstatt verantwortet und dem Käufer des Werkstückes überläßt, andere und persönliche Tugenden daran zu bemerken. So ist von diesen sieben Novellen zu sagen, daß sie eine strenge Einheit bilden wie irgendein Roman; daß diese Form gewählt ward, um nichts Ueberflüssiges vorzubringen, und weil sie erlaubte, viel runder und gleichsam von mehr Seiten an die Personen heranzusehen, als der an sein Geschehen gebundene Roman oder gar die auf ein Ereigniß hin erzählte Novelle. Man wird ferner angeben dürfen, daß starke und wohl sichtbare Leitungen von einer Novelle zur anderen und von der letzten schließend zur ersten gehen, daß innerhalb jeder Geschichte Etwas erzählt wird, jedesmal auf eigene Art, und daß so siebenfach variiert das Problem des Erzählens zu einem der Formprobleme des Buches ward. Man darf auch darauf hindeuten, daß nirgendwo eine naturalistische Fiktion angestrebt wurde, wohl aber die psychologische Bedingtheit jedes Geschehens streng logisch aufgebaut werden sollte. Die Titel der besonderen Erzählungen geben den äußeren, an sich gleichgiltigen Gegenstand an, um den die seelischen Kristalle sich ansehen und ihn werthvoll machen, spannend und schön; Alles, was in diesem Buch lebt, empfängt seinen Werth nur von der Seele, und wenn man weiß, daß Erschütterndes und wundervoll Wechselndes in einem Menschen vorgehen kann, der nichts „thut“ als an einem Theetisch sitzen, daß das seelische Geschehen unendlich eingreifender und heroischer zu sein vermag als die Thaten, die man in Wifingerbüchern findet, so wird man kaum voraussetzen, daß ein solches Buch unvermeidlich langweilen muß, wenn man noch mit halbem Ohr und zum Schluß sich zuflüstern läßt, der Verfasser habe die Absicht gehabt, deutsch und musikalisch zu schreiben.

Rostock.

Arnold Zweig.

Russische Wünsche.

Das Finanzgeschäft, das der russische Ministerpräsident in Paris vorbereitet hat, galt wirklich nur den Eisenbahn-Obligationen; 500 Millionen. Paris hat sich für russische Eisenbahnpapiere bisher wenig interessiert: Berlin war an der Finanzierung der russischen Eisenbahnen stärker beteiligt. Von den 918 Millionen Rubeln russischer Eisenbahnprioritäten, die seit 1908 emittiert wurden, ist auf Berlin ein großer Prozentsatz entfallen. Noch im Juni 1913, mitten im Balkankrieg, wurden 4½-prozentige Obligationen der Wladikawkasbahn in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt. Der Kapitalist kauft diese Wertpapiere gern; sie verzinsen das ihnen anvertraute Geld nicht übel und sind im Kurs ziemlich zuverlässig. Um politische Feinheiten kümmert sich aber der Deutsche weniger als der Franzose. Kowowzew gehört nicht zu den Anhängern der Eisenbahnverstaatlichung. Aus einer Denkschrift, die er zugleich mit dem Voranschlag für 1914 der Reichsduma einreichte, spricht nicht Begeisterung für die Idee, dem Staat die lückenlose Eisenbahnhoheit zu übertragen. Die Privatbahnen rentieren sich im Allgemeinen gut. Ihre Schuldverschreibungen unterscheiden sich kaum von den Staatspapieren; und es ist leichter, durch solche Prioritäten Geld für den Bahnbau zu gewinnen als durch eine offizielle Staatsanleihe. Die wirkt als Sensation und stört die Ruhe der russischen Renten. *Quia non movere*. Die alten Börsenwitze über die Russen belacht kein Mensch mehr. Die Regierung hat für Eisenbahnen weniger ausgegeben, als der private Kredit aufgenommen hat. Im Jahresküst 1908 bis 13 etwa 521 Millionen Rubel. Und der Etat für 1914 fordert 110 Millionen. Kowowzew hat an die Umfinanzierung der Eisenbahnanleihen gedacht; an die Ablösung der alten Obligationen durch Staatsrente. Das wäre schon wegen der Gleichartigkeit beider Rentensorten überflüssig; sollte wohl auch nur eine Konzession an die unter Wittes Führung stehende Gruppe der Freunde des Staatsbetriebes sein. Kowowzew hat von seinen pariser Erlebnissen eine Darstellung gegeben, die ausschweifende Optimisten in die Schranken weist. Sie hatten sich zu laut für den stets bereiten Geschäftsfreund an der Seine begeistert und in phantastischen Schilderungen der Unersehbarkeit seines Geldvorrathes geschwelgt. In diesen Schaumwein hat Kowowzew ziemlich viel Wasser gegossen. Auf Frankreichs Geldbereitschaft lauert (nach der Darstellung im russischen amtlichen Finanzblatt) ein Darlehensbegehrt im Umfang von 7 Milliarden. Zu haben seien fürs Erste aber nur 2½ bis 3 Milliarden. Und der Balkan will miteiffen.

Rußlands Staatsbudget wurde lauter besprochen, als es nur ungünstige Daten brachte. Der Voranschlag für 1914 schließt zwar mit einem kleinen Defizit von 23 Millionen, wird aber, wie es auch im Entwurf für 1913 geschah, durch die Duma glatt gemacht werden. Die erste Aufstellung für 1913 hatte einen Fehlbetrag von 29 Millionen ergeben. Durch den wirklichen Verlauf des Finanzjahres ist aber diese

vorsichtige Schätzung nicht nur widerlegt, sondern sogar durch sichere Hoffnung auf einen Ueberschuß ersetzt worden. Die Bilanz von 1912 weist einen Saldo von 110 Millionen Rubel aus. Die freie Barreserve, die einen Dispositionsfonds zur Ausgleichung besonderer Schäden im Budget bildet, hatte sich vom ersten Januar 1912 bis 1913 (um 36) auf 437 Millionen Rubel erniedrigt. Am ersten Januar 1914 wird sie wahrscheinlich mehr als 500 Millionen betragen. Die Bilanzsumme des Voranschlages für 1914 beträgt 3558 Millionen Rubel (die des Deutschen Reiches 3403 Millionen Mark) und ist seit 1912 um 452 Millionen gewachsen. Kein übles Zeichen für die Stärkung der ökonomischen Kräfte. Daß die russischen Staatsbahnen sich gut entziren, verdanken sie den Ernten. Ihre Einnahmen werden im neuen Etat auf 858 Millionen (gegen 787) geschätzt. Der Branntwein aber liefert noch immer den besten Ertrag: 936 Millionen (gegen 837). Seit 1906 hat sich die Finanzkraft des Branntweinmonopols um 227 Millionen erhöht. Die Ausgaben für die Staatsschulden werden nicht größer, sie neigen sich eher nach unten. Das ist wichtig; denn das Zarenreich hat lange im Ruf des zähesten Schuldenmachers gestanden. Durch Ziffern widerlegt es diese Anklage. Die russische Staatsschuld ist von 9055 (1909) auf 8828 Millionen Rubel zusammengeschrumpft. Das ist mehr, als Deutschland und Frankreich von sich sagen dürfen. Aus dieser Quelle kann sich das Selbstgefühl der Russen stärken.

An dem fehlt's nicht, wie die ersten Regungen des Willens für die künftige Handelspolitik gezeigt haben. Deutschland weiß heute schon, daß Rußland den nächsten Handelsvertrag für sich günstiger gestalten will. Es fängt früh an, für den neuen Pakt zu sorgen. Der im Juli 1904 unterschriebene deutsch-russische Vertrag hat eine Geltung von zwölf Jahren. Sein Ende ist also noch ziemlich fern. Aber man denkt vielleicht an den Zollkrieg, der 1893, während der Vorbereitung des dann von Caprivi gezeichneten Vertrages, ausbrach. In einem Krieg verlore Rußland mehr als das Deutsche Reich. Der größte Getreideexporteur Europas ist zugleich der Hauptlieferant Deutschlands. Dieses Absatzgebiet muß er schonen. Die Hälfte des Wertes der russischen Gesamtausfuhr über die europäische Grenze wird durch den Export nach Deutschland aufgebracht. Bis 1911 stand Rußland an der Spitze der Länder, die den deutschen Markt beschieden. 1912 hatten die Vereinigten Staaten einen kleinen Vorsprung. Der russische Import erreichte die Summe von 1528 Millionen Mark (gegen 1634 und 1386 in den beiden Vorjahren). Ganz anders steht es bei der deutschen Ausfuhr. Da hat England den ersten Platz und der Russe kommt erst an fünfter Stelle, zwischen Frankreich (4) und den Niederlanden (6); nach der Wertziffer mit 680 Millionen Mark (gegen 625 und 547). Die deutsche Industrie darf natürlich solchen Faktor nicht gering schätzen (thut es auch nicht, wie ihre stets gerühmte Geschäftstaktik in Rußland zeigt); aber der Russe ist an der Verkehrspflege stärker interessiert. Die amerikanische Industrieleistung wird gepriesen, obwohl das Zaren-

reich und die Union de facto im Zollkrieg leben. Solche Sympathien verlegen dem deutschen Fabrikat oft den Weg. Dabei giebt's Paradoxe, daß man lachen könnte. Die International Harvester Co., der große amerikanische Trust für landwirthschaftliche Maschinen (ob er ungefehlich ist, sucht man noch immer festzustellen), hat in Rußland Fabriken, die natürlich dem konkurrierenden Ausland unbequem sind. Und der selbe Trust, der den deutschen Produzenten den Absatz nach Rußland erschweren kann, hat auch in Deutschland ein eigenes Etablissement: in Neuß, in der Rheinprovinz! Lustig, nicht wahr?

Die russischen Wirthschaftspolitiker möchten uns die Getreideeinfuhrscheine, die in Deutschland nach dem Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland eingeführt wurden, und die hohen Getreidezölle vermeiden und drohen für den Fall, daß beide Uebel nicht beseitigt werden, mit dem Erlaß eines Auswanderungsverbotes für russische Landarbeiter. Der Arbeiter, der über die russische Grenze nach Deutschland kommt, ist dem Landwirth unentbehrlich geworden. Niemand wüßte, wie diese billigen Hände (mehr als hunderttausend Mann kommen in jedem Jahr zu uns) ersetzt werden könnten. Rußland kann aber auf die Wichtigkeit der 1907 begonnenen bäuerlichen Agrarreform verweisen, um die Fesselung der Landarbeiter an die Scholle zu begründen. Kofowzew sagt in der Denkschrift zum Budget für 1913: „Diese Reform bereitet im Leben der Landbevölkerung eine Umwälzung vor, deren Folgen allmählich auf die ganze Wirthschaftslage Rußlands einzuwirken beginnen.“ Wenn der Regierung gelingt, die Lebenshaltung der Bauern zu bessern, müssen sich auch die Exportverhältnisse ändern. Nimmt der Getreideverbrauch im eigenen Land zu (daß Rußland nicht exportirt, um sich vor Ueberproduktion zu schützen, sondern Noth und Ausfuhr in eigenartigem Kontrast sehen läßt, ist bekannt), so muß die Exportpolitik dem neuen Zustand angepaßt werden. Vielleicht denkt der Staat an diese Möglichkeit und entspringt der Wunsch nach Aenderung der deutschen Zolltaktik solcher Erwägung. Aber auch das bedrohliche Wachsen der Konkurrenten ist zu bedenken. In Deutschland ist der argentinische Weizen wichtig geworden. Noch vor zehn Jahren war sein Theil an der Versorgung des deutschen Marktes nicht größer als die Hälfte der russischen Quote. Heute sind die Mengen nicht mehr weit auseinander. Rußland sieht, daß sein Primat als Getreidelieferant bedroht ist, und sucht sich zu wehren. Die russische Getreideausfuhr ist in den letzten zehn Jahren von 466 Millionen Pud (1 Pud gleich 16,4 Kilo) und 344 Millionen Rubel auf 821 Millionen Pud und 735 Millionen Rubel gestiegen. Dem Gewicht nach um 76, dem Werth nach um 114 Prozent.

Der russische Großgrundbesitz will die Konkurrenz von deutschem Roggen und Mehl loswerden und zugleich seinen Absatz nach Deutschland sichern. Deshalb ist er gegen die Einfuhrscheine und gegen die Getreidezölle, die für Weizen 55, für Roggen 50 Mark auf die Tonne betragen (gegen 35 Mark zur Zeit der Capriwiverträge und 10 Mark

anno 1879). Bei uns darf man natürlich nicht fragen, was den Russen frommt, sondern, wie die deutsche Landwirthschaft, Industrie, Handel und Fiskus über die ernste Sache denken. Der Konsument kommt nicht zu Wort. Wenns nach ihm ginge, brauchte Rußland nicht lange zu drohen oder zu bitten. Durch die Einfuhrscheine, die als Ausfuhrprämien wirken, ist die Möglichkeit, daß der Konsum aus einer reichen Ernte Vortheil zieht, fast ausgeschlossen. Je größer der Ernteertrag, desto größer auch die Ausfuhr. Die Einfuhr fremden Getreides steigt auch dann, wenn der Ernteertrag genügen würde, um die Ansprüche der Heimath zu befriedigen. Uebertreibungen des Prämiensystems wurden vor zwei Jahren beseitigt: die Geltungsbauer der Einfuhrscheine, die vorher sechs Monate betragen und dem Handel in diesen Werthpapieren einen Aufschwung gegeben hatte, ist verkürzt und die Anwendung für Kaffee und Petroleum aufgehoben worden. Für jede Getreideart sind sie noch anwendbar. Wer Weizen ausführt, darf auf seinen Schein Hafer, Gerste, Bohnen, Raps oder Aehnliches zollfrei importiren. Roggen hat den Hauptgrund zur Kritik geliefert, fiskaliter und von russischer Seite. Deutschland ist durch die Ausfuhrprämie Roggenexporteur en gros geworden. Im Jahr 1912 wurden 481 000 Tonnen mehr aus- als eingeführt. Da der Zoll für die Tonne 50 Mark beträgt und in dieser Höhe dem Exporteur vergütet wird, so hat die Reichskasse 24 Millionen Mark mehr ausgegeben als eingenommen. In dieser Summe ist die Bonifikation für Mehl nicht mit enthalten. Die macht auch noch 12 bis 15 Millionen aus. Man braucht also den unglücklichen Brotesser garnicht in die Rechnung zu stellen, um, durch die bloße Betrachtung des Fiskus, gegen den volkwirthschaftlichen Werth der Einfuhrscheine mißtrauisch zu werden. In Rußland aber giebt's zwei Parteien: eine, die sich über den billigen deutschen Roggen freut, mit dessen Hilfe die deutschen Müller um ihre Geschäfte in Rußland gebracht werden können, und eine andere, die behauptet, der russische Produzent werde auf seinen eigenen Märkten durch das deutsche Fabrikat unterboten und dazu helfe auch die Ausfuhrprämie. Die zweite Gruppe fordert längst Einfuhrzölle auf deutsche Feldfrüchte: und Kofowzew hat ihren Wunsch in dem Seichentwurf erfüllt, der das deutsche Getreide mit Zollpflicht belastet. Das war der erste Schuß.

Ladon.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben** oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den **Briefträger** oder die **zuständige Bestell-Postanstalt** wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Osram

Drahtfest

Elektrisches Osram-Licht

erweist sich überall als unentbehrlich:
ob Wohn-, Geschäfts- oder Arbeits-
räume, ob Innen- oder Außen-
beleuchtung, immer bewähren sich
Osram-Drahtlampen aufs Beste!

Auerengesellschaft, Berlin O. 17.



LÖWEN-BIERE

sind auf der Höhe!
Export nach allen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: in Kannen ::
Siphons, Flaschen
überall käuflich

oder bei der

Löwen-Brauerei A.-G.

Berlin N., Fernspr. Norden 10 370—10 373.

<p>Conditorei Kranzler NEU! Nach dem Theater Kalte Platten. Chocolade Thee etc.</p>	<p>Unter den Linden. 2,5 Kranzler- Ecke.</p>	<p>Restaurant Kranzler Déjeuner M 3,75- Getränke nach Wahl inbegriffen. à la carte Grill Intime Abend-Musik</p>
--	--	--

Insertionspreis für die 1 spatige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Täglich 8 Uhr:

Der Mikado.

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

Die Sippe.

Morgen und folgende Tage, 8 Uhr:
Die Sippe.

Gebi **Herrnfeld**
Theater

**Was sagen Sie
zu Leibusch?!**

Metropol-Theater.

Abends 8 Uhr:

**Die Reise um die Erde
in 40 Tagen**

Grosses Ausstattungstück mit Gesang und
Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier
Benutzung des Jules Verne'schen Roman's
von Julius Freund.

Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard
Schultz.

Zirkus Busch.

Die neue grosse
Ausstattungs-Pantomime:

POMPEJI.

WINTER  CARTEN

Das glänzende

**Dezember-
Programm.**

Thalia-Theater

Die Tango-Prinzessin.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von J. Kren und U. Kraatz. Gesangsstücke
von Alt. Neufeld.

:- Musik von Jean Gilbert. :-

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-Bad

Allabendlich: **Tag und Nacht**

Kunstlauf-Produktionen :: geöffnet ::

Frunkvolle Eis-Ballets Herren- und Damen-Abteilung

Admirals-Theater **Luxus-Bäder**
stets abwechslungs-
reiches Programm.

SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI

BERLIN W., Kurfürsten-Strasse 116

unter Mitwirkung von **ALEXANDER MOISSI** und anderen namhaften Lehrkräften

Ausbildung bis zur Bühnenreife — Prospekte gratis —

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handmassage-Apparat
im Gebrauch*

**Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königgrätzerstr. 4**



Gramola

Grammophon



**Deutsche
Grammophon-
Aktiengesell.
Berlin 2-41 Königstr. 32**

Restaurant Central-Hôtel

Déjeuner M 3.-

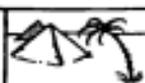
Diner & Souper M 4.-

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 5.— an.

Coblenz a. Rh. **Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof**
Mod. Hôtelgebäude m. d. best. Errungenschaft. d. Hotelhygiene ausgestattet. Sitzg.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bier-Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhiger, Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeutet vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsaal. Dir. F. C. Eisenmeyer

Höhenluftkurort (740 m ü. M.) Freudenstadt

Schwarzwaldhotel:

I. R. auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahnh., mitten i. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark. Autogarage, 10 Boxen, 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle. Lawn-Tennis. Prospekt gratis durch den Besitzer

Hotel Waldlust.

I. R., an Lage, Vorzucht der Ausstattung — der Glanzpunkt Freudenstadts. E. C. Luz.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke

Klein-Flottbek Haus I. Ranges, 4 Hektar gross, Park a. d. E. Eig. Landungsbrücke. Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.

Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6. Vornehmes Wein-Restaurant, Fleisch, kalt. u. warmes Wasser, sowie Toiletten in jed. Zimmer. Wein- u. Bierrest. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 8.50 an. Tel. 8550/4553. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof. Haus d. D. Offizier-Vereins. I. Haus am Platze. Vornehmes Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Inh. W. Lange.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel
Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

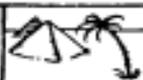
Köln : Hôtel Continental am Dom 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Monte Carlo Hotel des Princes

Das ganze Jahr geöffnet. Modernster Komfort. Mkss. Preise. Vorzgl. Küche. Bes. Euler-Musculus.



Reiseführer



München Hôtel „Marienbad“ Einziges Garten-
hôtél Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.
dar. f. geistige Arbeiter geeignet. Grösst. Komfort.

Nürnberg Württemberger Hof
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.

Oberkrummhübel i. R. Ausgangspunkt sämtlicher
Hotel Preussischer Hof Sportbahnen
Tel. Nr. 7 P. Deichen

Pontresina Palace-Hôtel
Vornehmer Haus in schöner Lage.
Mit allen modernen Einrichtungen.

PRAG Hôtel de Saxe Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

St. Moritz-Dorf - Grand Hotel St. Moritz

in unvergleichlich schöner Lage am St. Moritzer See, 300 Zimmer,
Sommersaison Juni - September, Wintersaison Dezember - März.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Titisee i. bad. Schwarzw., 860 m ü. M. Station d. Höllentalb. Idealer Winterkurort.
HOTEL TITISEE, Vorn. Familienhaus, Ski-, Rod.- u. Eissp. Mäss. Pensionspr.
Zentralheiz. El. Licht. Bäd. Sportartik. leihweise. Prosp. d. d. Bes. R. Wolf.

ZUOZ ENGADIN Kurhaus
1810 m ü. M. **CASTELL**

Vornehmes Haus. Klimatische Kuren. Physikal. Behandlung. Diätikuren.
Idealste Wintersportverhältnisse.

Feist Cabinet In Qualität
extra dry. unübertroffen

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglas versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hängelampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 20, 78, 96 K, 13, 35 und 44. Autoomnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes:

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Bitterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtisletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Rittergut,

ca. 48 km von Berlin, herrschaftlicher Besitz in landschaftlich reizvoller Lage an schiffbarem Kanal (Wasserweg nach Berlin)

zu verkaufen.

Größe 1920 Morgen, davon 830 Morgen Acker, 150 Morgen Wiesen, 860 Morgen Wald. Herrschaftliches Wohnhaus im alten Park, gute Wirtschaftsgebäude mit kompl. Inventar. Hervorragende Jagd. Geregelt Hypotheken.

Off. erb. unter „S. L. 149“ an die Expedition d. Bl.

Weidenhof Casino

an der Weidendammer Brücke
Friedrichstraße 136
(nahe Bahnhof Friedrichstraße)

5 Uhr-Tango-Tee

jeden **Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag**

Kaffee, Tee, Schokolade, Kakao etc.
:: Diverse Torten, Gebäck. ::
Sandwiches à discretion **M. 2.00**

BALL-ORCHESTER


Licht-Spiele
Mozart-
Saal
Kollendorfsplatz

Das glänzende
Programm

:: Thüringer ::
Waldsanatorium **Schwarzeck**
**Bad Blankenburg-
Thüringer Wald**
Für Nerven-, Magen-,
Darm-, Stoffwechsell-,
Herz-, Frauenkr., Adur-
verkalk., Abhülft.
Erholg., Mast- u.
Enfettgsk. usw.
Leitende
Aerzte:
San.-Rat Dr.
Wiedelburg,
Dr. Geitz,
Dr. Wiesner

Prospekt
kostenlos



Gute
Nährmittel für
Diabetiker!
Buch frei. Fromm & Co.
Kötzschenbroda. IIIb.

Auf Grund des veröffentlichten und bei den Zeichnungsstellen erhältlichen Prospektes sind

Nominal M. 5 000 000 neue Aktien zu je M. 1000.—
Nr. 12 501—17 500

mit halber Dividendenberechtigung für das Geschäftsjahr 1912/13 und

Nominal M. 4 500 000.— 5% zu 103% rückzahlbare
Teilschuldverschreibungen

Lit. N. St. 3000 zu je M. 1000 No. 50 501—53 500

„ O. „ 3000 „ „ „ 500 „ 53 501—55 500

verlosbar innerhalb 25 Jahren ab 15. Juli 1914, verstärkte Tilgung vom 15. Juli 1919 zulässig
 der

„Siemens“ Elektrische Betriebe Aktiengesellschaft in Berlin

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. Die Zulassung der Aktien und Obligationen zum Handel an der Frankfurter Börse wird beantragt.
 D. e

Nom. M 4 500 000 Teilschuldverschreibungen

legen wir hierdurch unter den nachstehenden Bedingungen zur Zeichnung auf:
 1. Die Zeichnung findet statt am

Montag, den 29. Dezember 1913

in Berlin:	} bei der	Mitteldeutschen Creditbank
in Frankfurt a. M.:		
in Bamberg:	„	Firma A. E. Wassermann
in Chemnitz:	„	dem Chemnitz Bankverein und dessen Niederlassungen
in Coblenz:	„	der Firma Leopold Seligmann
in Danzig:	„	Norddeutschen Creditanstalt
in Dresden:	„	Firma Philipp Elmlyer
in Essen-Ruhr:	„	Mitteldeutschen Creditbank Filiale Essen Ruhr
in Gießen:	„	Mitteldeutsche Creditbank Filiale Gießen
in Halberstadt:	„	Firma Mosshak & Liedemann
in Halle a. S.:	„	Paul Schausell & Co. und deren Niederlassungen
in Hanau:	„	Mitteldeutschen Creditbank Filiale Hanau
in Hannover:	„	Mitteldeutschen Creditbank Filiale Hannover vormals Hoinr. Narjes
in Karlsruhe i. B.:	„	Firma Straus & Co.
in Königsberg i. Pr.:	„	Norddeutschen Creditanstalt
in Lehe i. Hann.:	„	Leher Bank
in Lobau i. S.:	„	Lobauer Bank und deren Filialen
in Mainz:	„	Firma Weis, Herz & Co.
in Meiningen:	„	Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft und deren Filiale
in München:	„	Mitteldeutschen Creditbank Niederlassung München und Firma Moritz Schumann
in Nürnberg:	„	Mitteldeutschen Creditbank Filiale Nürnberg
in Posen:	„	Norddeutschen Creditanstalt
in Stuttgart:	„	Firma Doertenbach & Cie., G. m. b. H.
	„	Köigl. Württ. Hofbank G. m. b. H.
in Wiesbaden:	„	Mitteldeutschen Creditbank Filiale Wiesbaden

während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden auf Grund eines bei den Stellen schriftlichen Anmeldeformulars. Früherer Schluss ist dem Ermessen jeder einzelnen Stelle vorbehalten.

2. Der Zeichnungspreis beträgt:

99 $\frac{1}{2}$ %

abzüglich 5% Stückzinsen bis zum 15. Januar 1914.

Die Zeichner tragen den Schlusscheinstempel.

3. Bei der Zeichnung ist auf Verlangen der Zeichenstellen eine Kautions von 5% des gezeichneten Betrages in bar oder in solchen Effekten zu hinterlegen, welche von der betreffenden Stelle als zulässig erachtet werden.

4. Die Zuteilung, welche sobald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner erfolgt, unterliegt unserem freien Ermessen. Zeichnungen, welche unter Uebernahme einer Sperrverpflichtung erfolgen, finden vorzugsweise Berücksichtigung.

5. Der Kaufpreis für die zuteilten Teilschuldverschreibungen ist bei derselben Stelle, bei der die Anmeldung erfolgt ist, in der Zeit vom 8. Januar bis spätestens 14. Januar 1914 einzuzahlen; von letzterem Tage ab gelangen die Stücke zur Ausgabe.

Berlin, im Dezember 1913.

Mitteldeutsche Creditbank.



Steckenpferd-Seife
 die beste Lilienmilch-Seife
 von Bergmann & Co., Radebeul, für zarte weiße Haut und
 blendend schönen Teint, à Stück 50 Pfg. Überall! zu haben.

Schriftsteller !!

Extristik und Essays gesucht
 zur Veröffentlichung in Buchform!
 Erdegeist-Verlag, Leipzig 13.

Charaktere-

Begründg. Vornehmst. briefl. Spezialsache.
 Seit 20 J. Ausschluss banaler Deutg. — setzt
 Selbstverständliches voraus.
 Prospekt frei. P. Paul Liebe, Augsburg L.

Wiesbadener Kronen-Brauerei Aktien-Gesellschaft.

Laut Generalversammlungsbeschluss vom 13. Dezember d. Js. fordern wir die Aktionäre unserer Gesellschaft auf, ihre **Prioritäts-Aktien** zwecks **Umwandlung derselben in Vorzugs-Aktien** durch Barzahlung von 25% ihres Nennwertes in der Zeit

vom 13. Dezember bis 27. Dezember 1913
 mittags 12 Uhr und ausnahmsweise noch gegen **27 1/2%**
 Zuzahlung

**vom 29. Dezember a. c. bis zum
 10. Januar 1914, mittags 12 Uhr**

bei dem Bankhause **Jacquier & Securius, Berlin C. 2,**
 „ der **Mitteldeutschen Creditbank, Frankfurt a.M.,**
 „ „ Niederlassung der **Mitteldeutschen Credit-**
bank, Wiesbaden,
 „ „ **Wiesbadener Bank, S. Bielefeld & Söhne,**
Wiesbaden,
 „ „ **Gesellschaftskasse, Wiesbaden**
 einzureichen.

Diesbezügliche Formulare sind bei den obengenannten Stellen erhältlich.

Wiesbaden, den 13. Dezember 1913.

Wiesbadener Kronen-Brauerei Aktien-Gesellschaft.
 Der Vorstand: A. Grantzow. W. Haas.

Die für das Geschäftsjahr 1912/13 festgesetzte Dividende unserer Gesellschaft von **15%** gelangt vom **16. Dezember ab** mit

M. 45.— für Dividendenscheine der Aktien über M. 300 —
M. 150 — „ „ „ „ „ M. 1200 —

zur Auszahlung.

Zahlstellen:

Kasse der Commerz- und Disconto Bank zu Berlin,
der Nationalbank für Deutschland zu Berlin,
des Bankhauses Marcus Neuken & Sohn zu Berlin und
Breslau,
des Central-Bureaus unserer Gesellschaft zu Berlin W. 8,
Taubenstr. 10.

Actien-Brauerei - Gesellschaft Friedrichshöhe

vormals

PATZENHOFER

Dr. W. Sobernheim.

A. Schaaffhausen'scher Bankverein

Gegründet 1865

Köln □ **Berlin**

Gegründet 1848

Aktienkapital: 145 000 000 Mark.

Niederlassungen und Geschäftstellen in:

Beuel
Bonn
Cleve
Duisburg
Dülken

Düsseldorf
Emmerich
Godesberg
Grevenbroich
Kempen

Krefeld
Moers
Mülheim a. Rh.
Neuss
Neuwied

Odenkirchen
Rheinort
Ruhort
Viersen
Wesel

Wechselstuben u. Depositenkassen in Berlin und Vororten:

Alt Moabit 109
Behrenstraße 21-22
Brückenstraße 14
Gertraudenstraße 20-21
Kronenstraße 24

Lindenstraße 3
Lützowstraße 34-36
Prinzenstraße 33
Rosenthaler Straße 58
Warschauer Straße 58

Charlottenburg:

Bismarckstraße 107
Kurfürstendamm 217
Stuttgarter Platz 13

Cöpenick:

Schloßstraße 27

Oranienburg:

Bernauer Straße 30

Potsdam:

Nauener Straße 27

Schmargendorf:

Hundekehlestr. 3-4

Schöneberg:

Hauptstraße 5-6

Steglitz:

Schloßstraße 25

Wilmsdorf:

Prager Platz 4

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M.
Rossmarkt 25
Gemälde und Graphik I. Ranges.

Neuer Deutscher Hausrat

Zweckmäßig, schön, preiswert ♦ Man verlange Preisbuch D 97 mit über 150 Bildern. Preis Mf. 1.80. Dazu D. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 Pfennig)

Der Deutsche Stil

Deutsche Werkstätten

Hellerau bei Dresden ♦ Berlin W., Bellevuestraße 10 ♦ Dresden A., Ringstraße 15 ♦ München, Wittelsbacher Platz 1 ♦ Hannover, Königstraße 37 a

Die Lieferung erfolgt in Deutschland frei Bahnstation.

Die FLEDERMAUS

mit ihrem Paradiesgarten • Unter den Linden 14

übertrifft Alles!

Hochbetrieb von 12 bis 4 Uhr

Bad Hersfeld

Flaschenbad
zu Hersfeld.

gegen **Magen- u. Darm-Krankheiten**,

Karsee:
I. S. bis I. 10.

Gicht, Gallensteine, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheit.

Lullusbrunnen

Wüßte

man, was diese vornehmmt. Charakt.-Beurt. so frappant enthalten —, mit welch' höher. Gedank. würde hier ein Seelenbild erwartet. 20 J. briefl. Prosp. fr. P. Paul Liebe, Augsburg I.

Die Welt steht im Zeichen des Verkehrs. Nicht bloß des geschäftlichen, sondern auch des privaten, und es gehört zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens, dass jede Familie jährlich einige Male Gäste zu kürzerem oder längerem Besuch bei sich sieht. Für wohlhabendere Familien ist das Fremdenzimmer eine stehende Einrichtung geworden, und jede Hausfrau setzt einen gewissen Stolz darin, gerade dieses Zimmer mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten auszustatten. Nicht zuletzt mit einem Stück guter Seife. Denn sie weiß, dass von Kleinigkeit an oft das Ansehen des Hauses abhängt und legt in die Seifenschale ein Stück der echten Steckseife von Heymann & Co., Mühlheim, die beste Lilienmilchseife für zarte, weiße Haut, die als Elternmarke aller Seifen gilt und doch nur 60 Pf. das Stück kostet.

Disconto - Gesellschaft

Berlin — Bremen — Essen — Frankfurt a. M. — London
Mainz — Saarbrücken

Cüstrin — Frankfurt a. O. — Höchst a. M. — Homburg v. d. H.
Offenbach a. M. — Potsdam — Wiesbaden

Kommandit-Kapital M. 200 000 000
Reserven M. 81 300 000

Wechselstuben und Depositenkassen in Berlin:

W, Unter den Linden 35*

W, Unter den Linden 11
(vorm. Meyer Cohn)

W, Potsdamer Straße 99, nahe
Bülowstraße

W, Potsdamer Str. 129/130, nahe
Eichhornstraße

W, Kleiststraße 23*, Ecke Bay-
reuther Straße

W, Motzstraße 53*, Ecke Bam-
berger Straße

C, Königstraße 43/44

C, Rosenthaler Straße 45, nahe
dem Hackeschen Markt

S, Oranienstr. 139*, nahe Moritzpl.

SW, Leipziger Str. 66, nahe Spittel-
markt

SW, Belle-Alliance-Straße 5*,
Ecke Teltower Straße

SO, Cöpenicker Straße 85, am
Köllnischen Park

NO, Große Frankfurter Str. 106
(Strausberger Platz)

NW, Alt-Moabit 83c, Ecke Cre-
felder Straße

Charlottenburg, Joachimsthaler Straße 2, nahe dem Bahnhof
Zoologischer Garten

„ Kantstraße 137*, Ecke Schlüterstraße

„ Bismarckstraße 68*, Ecke Windscheidstraße

„ Hardenbergstraße 1*, Ecke Bismarckstr., am Knie

Charlottenburg-Westend, Reichskanzlerplatz 1*, Ecke Ahorn-Allee

Friedenau, Kaiser-Allee 140*, nahe dem Ringbahnhofs Wilmersdorf-
Friedenau

Halensee, Kurfürstendamm 163/164*, Ecke Brandenburgische Straße

Neukölln, Berliner Straße 107*, am Hermannplatz

Schöneberg, Bayerischer Platz 9*, Ecke Grunewaldstraße

Steglitz, Albrechtstraße 130*, Ecke Düppelstraße

Wilmerdorf, Hohenzollerndamm 198*, Ecke Hohenzollernplatz.

An- und Verkauf börsengängiger Effekten, Wechsel und Schecks.
Einlösung von Kupons und Dividendenscheinen.

Depositen- und Scheckverkehr.

Besondere Abteilung für den Handel in Kuxen und in sonstigen
Wertpapieren ohne offizielle Börsennotiz.

Aufbewahrung von Wertgegenständen, verschlossenen Depots
und Verwaltung von Wertpapieren.

Versicherung gegen Kursverlust bei der Auslösung.

Vermietung von feuer- und diebessicheren Stahlkammerfächern (Safes)
unter Mitverschluss des Mieters.

Ausgabe von **Welt-Kreditbriefen**, die ohne vorheriges
Avis in allen wichtigeren Plätzen der Welt zahlbar sind.

Beschaffung und Begebung von Hypothekengeldern.

Die mit einem * bezeichneten Depositenkassen besitzen Stahlkammern.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

Die ganze Nacht geöffnet

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

UNION-BANK

CENTRALE in MOSKAU

Volleingezahltes Kapital 30 000 000 Rubel
Reserven 5 281 523 „

Über ganz Russland ausgedehntes Filialennetz, 82 Filialen, 13 Agenturen.

Filialen in Deutschland: Berlin, Danzig, Königsberg.

Ausgedehnte Facilitäten für bankgeschäftliche Transaktionen mit Russland.

Union-Bank Filiale Berlin, Unter den Linden 53.



90% vom
Reingewinn
den
Verfassern
bei Herausgabe
ihrer
Werke in Buchform.
Aufklärung
wird gern erteilt. In unserem Verlage
erscheinen B. Laue's Werke.
Verbreitung z.Z. 60000 Exemplare.
Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Die Arbeit ist nicht
wird gern erteilt. In unserem Verlage
erscheinen B. Laue's Werke.
Verbreitung z.Z. 60000 Exemplare.
Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

In 4. Heftlage erschien:

**Der Marquis de Sade
und seine Zeit.**

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrh. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührren.

573 S. Eleg. br. M. 10.—, Leinwbd. M. 11.50.

Einführg. in d. Werke d. célèbre marquis!

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte der Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch.

üb. Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nousos

Theleia, Päderastie u. and. geschichtl.

Ausschweifgen. d. Alten. Von Dr. J. Rosen-

baum. 456 Seit. Eleg. br. M. 8.—, Leinwbd.

M. 7.50. Prosp. u. Verzeichn. üb. kultur- u.

sittengeschichtl. Werk. gr. frk. H. Barsdorf,

Berlin W. 30, Barbarossastr. 21 II.

Ferd. Rothsuh
Hofl.
Bandagen
Erfurt

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Briefmarken

Zeitung
gratis.

Frankfurt, V. V. 30/11/12,
gr. Fortelle. Hervort. bill.
Ausw. Barität.-Ald. Verlos.
Reith, Düsseldorf a. Rh. 19, Jülicherstr. 8.

Für Gesellschaften. Skafte



Frisk, Sauber, Selbstbedienung.
Keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell M.
5 Liter 8.40
Nürnberger, Münchner, Culmbacher
Köstritzer Schwarzbier 2.75
Dunkles Lagerbier 2.20
frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise abgefüllt.
F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. VI. 904/912.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere laut Preisliste.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuerangelegenheiten vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor** C. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 85
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Insertaten-
Annahme für
„Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung**
Alfred Weiner
Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. ZH. 8740
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole



Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.